

Fachria
Die Geschichte meines Heimatdorfes
von
Theophil Hopp



Mit freundlicher Genehmigung von Waltraud und Wolfgang Arnold

ZUM GELEIT

Innerhalb der bescheidenen Memoirliteratur unserer Volkgruppe nimmt dieser kleine Band unseres Landsmannes Theophil Hopp über sein Heimatdorf Fachria, an der Donau, nahe des Schwarzen Meeres, einen besonderen Platz ein.

Es läßt den Leser Geschichte und Schicksal einer kleinen Gruppe deutscher Kolonisten in tiefberührender Weise nacherleben, ohne in Wehleidigkeit oder verbitterter Anklage zu verfallen. Dabei ist der geschilderte Weg nicht nur mühsam, sondern mehr als einmal ein bitterer Leidensweg gewesen. Es ist ein beeindruckendes Zeitzeugnis, das sich gleichermaßen der nachgeborenen wie der älteren Generation zur Lektüre empfiehlt. Die schlichte und ungeschminkte Sprache der Darstellung eröffnet dem Leser einen unmittelbaren Zugang zu den Menschen und Vorgängen der beschriebenen Zeit.

Wir freuen uns, daß es uns gelungen ist, Theo Hopps Erinnerungen anläßlich seines 80. Geburtstages herauszubringen und damit gleichzeitig seine jahrzehntelange Arbeit im Dienste unserer Landsmannschaft zu würdigen.

Erwin Issler

Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen



Theophil Hopp

THEOPHIL HOPP

wurde am 15. November 1915 im deutschen Dorf Fachria in der rumänischen Dobrudscha geboren, wo er bis zur Umsiedlung seiner Volksgruppe im November 1940 einen eigenen Bauernhof betrieb. Theo Hopp begann schon vor Jahren damit, Geschichtliches seines Heimatdorfes, seiner Landsleute und seiner Familie aufzuschreiben. Es war ihm ein Bedürfnis, den Nachkommen der einstigen Siedler von Fachria, die infolge der Kriegereignisse heute in aller Welt zerstreut leben, über den Schicksalsweg ihrer Eltern und Großeltern und die Höhen und Tiefen, die sie erlebt haben und verkraften mußten, zu berichten. Nachdem das Leben in den übrigen deutschen Kolonien in der Dobrudscha in ähnlichen Bahnen verlief, dürfte die vorbildliche Arbeit unseres Landsmannes auch das Interesse der übrigen Volksgruppenmitglieder finden.

Aus der Gründungsgeschichte der deutschen Gemeinde Fachria in der Dobrudscha

Fachria wurde in den Jahren 1874-1876 durch deutsche Siedler auf offener Steppe als Neuansiedlung gegründet. Es liegt in der Dobrudscha, unweit der im Jahre 1891 fertiggestellten Eisenbahnlinie Bukarest-Cernavoda-Konstanza, 9 km östlich der großen Donaubrücke von Cernavoda und etwa 50 km westlich vom Schwarzmeerhafen Konstanza. Eine weitere Anbindung des Dorfes stellt die nationale Chaussee Cernavoda-Konstanza dar.

Die Gründer von Fachria kamen aus dem oberhalb des Donaudeltas gelegenen Bessarabien und waren die Nachfahren von Auswanderern, die der Zar Alexander I. zu Beginn des 19. Jahrhunderts überwiegend in Südwestdeutschland angeworben hatte. Sie sollten die brachliegende Steppe, die man den Türken abgenommen hatte, bebauen. Mit russischer staatlicher Hilfe kam es dort zur Gründung deutscher Dorfgemeinschaften, deren Siedler der Zar mit Privilegien wie Religionsfreiheit, Befreiung vom Militärdienst sowie 60 Hektar Land je Familie ausgestattet hatte. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts verschlechterten sich die Lebensbedingungen der kinderreichen Familien und die Zarenachfolger veranlaßten auch die Streichung der verbrieften Privilegien. Erneute Landnot und die Einführung der Wehrpflicht veranlaßten viele Deutsche aus Bessarabien, weiter in die Dobrudscha zu ziehen, die damals noch zum Osmanischen Reich gehörte. Dies geschah ab 1840 in zwei Einwanderungswellen, wobei die Gründer von Fachria zur letzteren gehörten.

Mitwirkung türkischer Behörden bei der Dorfgründung

Den türkischen Behörden kamen die erfahrenen und fleißigen deutschen Bauern zum Aufbau ihres über 4 Jahrhunderte vernachlässigten Herrschaftsgebietes an der unteren Donau nicht ungelegen. Während die Siedler der ersten Einwanderungswelle sich ohne staatliche Hilfe meist am Rande bestehender Dörfer mit gemischter Bevölkerung niederlassen mußten, war dies im Fall von Fachria anders.

Als die ersten Siedler hier ankamen, war das für den Ort vorgesehene Baugelände und auch das Feld schon vermessen. Der Dorfplatz lag auf dem hohen Ufer entlang des Donautals. Er zog sich von Ost nach West und grenzte mit der Südseite auf einer Länge von 1630 m an das hohe Ufer. Um die anderen drei Seiten war in einer Breite von 320 m ein Graben gezogen. Durch diesen Graben war der sogenannte Dorfherd (Vatra satului) abgegrenzt. Das Baugelände innerhalb dieses Grabens hatte eine Fläche von etwas mehr als 52 Hektar.

Die Länge des Dorfes war zugleich die Breite des Fachrier Feldes. Es begann im Süden am Ufer der anderen Seite des Donautales und zog sich nördlich vom Dorf mehrere Kilometer bis an die Markungsgrenze Ceaibac. Im Osten grenzte es an Cilibichioi (Mirceavoda) und im Westen an Asisia. Dieses sehr lange und 1930 m breite Feld war in vier Gewanne à 400 m Breite aufgeteilt. Zwischen den Gewannen verlief ein 6 m breiter

Gewannenweg. Die Felder wurden quer rüber von einem Weg zum anderen bestellt. So ergab eine Breite von 25 m einen Hektar Anbaufläche. Wir nannten die Länge von einem Weg zum anderen eine Flucht lang, und zu dem Gewannenweg sagten wir auch Fluchtweg. Zum Fachrier Feld gehörten auch die an der westlichen Markungsgrenze gelegenen 40 Hektar Waldland. Wie der Name schon sagte, war dieses Land vom Staat zum Waldanpflanzen vorgesehen. Es wurde aber von den Fachriern immer als Viehweide benutzt. Erst in den letzten Jahren hatte man mit der Aufforstung begonnen, dieser gute Vorsatz wurde leider durch den Krieg und die Umsiedlung vereitelt. Auch 10 Hektar Kirchenland hat die Gemeinde an der östlichen Markungsgrenze vom Staat bekommen.

Zu jener Zeit, als die Gründung Fachrias mit Hilfe der türkischen Behörden durch Landabgabe an die deutschen Siedler in den Jahren 1874-76 ermöglicht wurde, war der Einfluß der „Hohen Pforte“ von Istanbul nicht nur in der Dobrudscha sondern auch im übrigen Balkan schon im Schwinden. Der Krieg zwischen dem Russischen und dem Osmanischen Reich 1877/78 und die danach folgende Friedenskonferenz in Berlin bedeutete für die Osmanen den endgültigen Verlust der meisten europäischen Landesteile. Nach einem längeren Streit um das Gebiet am Schwarzen Meer zwischen Bulgarien und Rumänien wurde die Dobrudscha den Rumänen zugesprochen. In dieser unruhigen Zeit während und nach der Dorfgründung hielten es nicht alle Siedler in Fachria aus. Etwa 20 Siedlerfamilien gaben auf und verkauften ihre bereits bewirtschafteten Anwesen weit unter Preis und wanderten nach der Machtübernahme durch den rumänischen Staat nach Amerika aus.

Die ersten Siedler von Fachria

Die ersten Siedler, die Fachria gründeten, waren: August Buchholz, Josef Klatt, Christian Gabbert, Christoph Heim, Jakob Hausch, Friedrich Schlag. Später kamen noch hinzu: Wilhelm Kraus, Christoph Knodel, Christoph Heim, Georg Kercher, Daniel Henzel, Johann Schmierer und Franz Schmierer. Sie kamen aus folgenden bessarabischen Dörfern: Paris, Katzbach, Kulm, Plotzk, Tarutino und Kloestitz. Es war im Laufe der Jahre ein Kommen und Gehen, denn viele wanderten weiter und andere kamen hinzu. Obwohl bei der Ansiedlung die Kaschuben und Schwaben ungefähr in gleicher Anzahl vertreten waren, hat sich das schwäbische Element als das stärkere erwiesen, denn Fachria war ein rein schwäbisches Dorf geworden. Den Siedlern wurden von der damaligen türkischen Regierung Höfe von 3000 qm Größe zugeteilt, im Maßstab von 30:100 m. Die Höfe lagen rechts und links an einer 18 m breiten Dorfstraße.

Aus der Anfangszeit

Was weiß man heute noch über die Geschichte Fachrias und seiner Umgebung, bzw. was berichten die Gemeindearchive darüber? Der Name „Fachria“ stammt von einem tscherkessischen Führer Osman Fakrin. Dieses kaukasische Volk trieb sich in dieser

Gegend lange vor der Vollendung der Vereinigung der rumänischen Fürstentümer im Jahre 1859 umher.

Die Ältesten im Dorfe wissen zu erzählen, daß die Tscherkessen Menschen von niedrigem Wuchse mit kleinen durchdringenden Augen waren. Sie betrieben vorwiegend Landwirtschaft und bauten hauptsächlich Gerste an, aus der sie ihr Brot backten. Die Tscherkessen lebten in einfachen Hütten, die sie in die Erde gegraben hatten. Die jungen Mädchen fielen vor allem durch ihren Kopfschmuck auf.

Auch der Fischfang ergab sich als wichtige Ernährungsquelle in den fischreichen Gewässern des Carasutales, welches wegen des häufig sehr dichten Schilfbewuchses vielen Tieren sicheren Unterschlupf gewährte.

Berühmt berüchtigt wurde aber dieses Türkvolk wegen der Art und Weise, wie es immer wieder mal versuchte, schnell und einfach, ohne viel Arbeit, an Hab und Gut zu gelangen, nämlich durch Wegelagerei. Man erzählt, daß sie häufig die Karawanen, welche Waren aus Siebenbürgen in Richtung Süden beförderten, auf offenem Felde überfielen und sich regelrechte Schlachten mit den Karawanenbegleitern lieferten. Diese Überfälle fanden meistens an der sogenannten „Türkenstraße“ statt, die bei Cernavoda begann und die sogenannte „Steinstraße“ entlang des Carasutals in Richtung Medgidia, Murfatlar, Konstanza fortsetzte.



Sommerherd deutscher Steppensiedler bei Cogealac/Tariverde (1938)

Das neu gegründete Dorf erlitt durch den russisch-türkischen Krieg im Jahr 1877 einen schweren Rückschlag. Die vor den Russen aus der Norddobrudscha geflohenen Tscherkessen hatten sich im Tal unweit des Westendes des Dorfes niedergelassen und von da aus die Siedler immer wieder überfallen und beraubt. Sie nahmen alles mit, was sie fanden, Wagen, Vieh, Pferde, Lebensmittel und Geld. Die Bauern setzten sich zur Wehr, aber was konnte so ein Häuflein wehrloser Siedler gegen die über sie hereinstürmenden

Horden machen? In kurzer Zeit waren sie total verarmt und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als alles liegen und stehen zu lassen und nach Cogevalac zu flüchten, von wo sie erst nach dem Krieg zurückkehrten.

Dieses Tscherkessental, wie es von den Fachriern genannt wurde, hatte auch für die kommenden Generationen immer etwas Furchtbares und Unheimliches an sich. Erst als es später besiedelt wurde, verlor es allmählich seinen Schrecken.

Da es keine schriftliche Überlieferung von den ersten Jahren der Ansiedlung gibt, kann ich etwas darüber aus der mündlichen Erzählung von Luise Hausch, der Großmutter meiner Frau, berichten. Luise Hausch geborene Buchholz wurde am 8. Dezember 1867 in Paris, Bessarabien, geboren. Sie war mit ihren Eltern gleich von Anfang an bei der Ansiedlung mit dabei. Im Jahr 1940 wurde sie mit uns umgesiedelt und ist im Alter von 87 Steppensiedler bei Cogevalac/Tariverde (1938) Jahren 1954 hier in unserer neuen Heimat gestorben. Sie hat uns über die Anfangszeit von Fachria folgendes erzählt:

Es sah trostlos aus, im ganzen Ort war kein einziger Baum zu sehen, der Menschen und Tieren in der großen Sommerhitze Schatten gespendet hätte. Die ersten Unterkünfte der Siedler bestanden aus Erdbuden, die in die Erde eingegraben, mit Schilf bedeckt und mit Lehm überschmiert waren. Auch die ersten Ställe wurden ebenfalls in die Erde eingegraben. In diesen notdürftig geschaffenen Unterkünften waren Menschen und Tiere vor dem eisigen Nordwind und der grimmigen Kälte geschützt. Im Winter mußten am Abend alle Türen fest verriegelt werden. Auch die Hunde mußten zum Schutz vor den Wölfen, die sich auf der vom Pflug noch unberührten Steppe in großer Zahl aufhielten, eingesperrt werden.

Am Abend mußte man eine Schaufel in die Unterkunft mitnehmen, um sich am nächsten Morgen freischaufeln zu können, wenn der Eingang durch großes Schneetreiben völlig zugeschneit war. In der Früh konnte man überall Wolfsspuren sehen, selbst auf den Dächern der Erdbuden und der Ställe. Von weitem konnte niemand sehen, daß hier ein Dorf war. Erst wenn man direkt davor stand, sah man, daß in den vollständig zugeschneiten Erdbuden, die wie zusammengetriebene Schneewälle aussahen, auch Leute wohnten.

Sehr große Schwierigkeiten hatten Am Tiefbrunnen, 38 m die Fachrier auch mit der Wasserversorgung zu überwinden. Die ersten Siedler gruben im Donautal einen Gemeinschafts-Brunnen von etwa 4 m Durchmesser und ca. 6 m Tiefe. Wegen Einsturzgefahr wurde dieser dann rundum mit einer ca. 60 Zentimeter dicken Bruchsteinmauer ohne Bindemittel ausgekleidet. Geschöpft wurde aus diesem Brunnen mit einer Schwankrute. Wegen der reichlichen Wasserentnahme floß immer wieder Grundwasser nach, was nach Jahren eine gewisse Ablagerung von Lehmschlamm zur Folge hatte. Dieses Übel behob dann der Brunnenputzer. Später wurde in unmittelbarer Nähe noch solch ein Brunnen gegraben, an dem die Hirten ihre Tiere dreimal am Tag tränkten. Geschöpft wurde aus diesem Brunnen mit einem großen Holzkübel, der von einem Pferd an einem Seil, das über eine Rolle lief, hochgezogen wurde. Weil diese Wasserversorgung aus dem Brunnen im Tal und das Heraufschaffen auf das ca. 40 m höher gelegene Dorf auf Dauer zu beschwerlich und zeitraubend war, gruben sich einzelne Bauern nach und nach Hofbrunnen, die einen Durchmesser von 1,80 m hatten, aber eine Tiefe zwischen 35 m und 40 m erreichten. Die Erstellung eines Brunnens kostete damals viel Geld und war auch eine gefährvolle

Arbeit, denn es ist öfter vorgekommen, daß ein Brunnen während der Grabarbeiten einstürzte und wieder zugeschüttet werden mußte. Näheres über die Schwierigkeiten des Brunnengrabens in Fachria siehe ges. Kapitel.

Es gab aber - wie die Großmutter erzählte - neben den vielen Anfangsschwierigkeiten auch große Vorteile für die Siedler. Das Land lag alles brach da und sie durften ackern und säen soviel sie konnten. Das große Weideland, das sich gleich anschließend an das Dorf in nördlicher Richtung ausdehnte, war auch für sie da. Sämtliche Tiere wurden auf die Weiden getrieben. Es gab einen Kuhhirten, einen Kälber- und Schweinehirten und einen Schäfer. Die Pferde wurden auch in der Nacht auf die Weide getrieben und von den Bauern abwechselnd gehütet. Die Siedler waren sich darüber einig, daß durch das sehr gute Donautal-Land und durch den direkten Anschluß an Eisenbahn und Staatsstraße alle Voraussetzungen vorhanden waren, um ein Dorf zu gründen, in dem einmal wohlhabende Menschen wohnen würden, und sie hatten mit diesem Weitblick recht behalten.

„Gut Ding will Weile haben“ Von den Schwierigkeiten des Brunnengrabens in Fachria

Als sich die ersten deutschen Siedler im Jahre 1876 auf offener Steppe entlang des Donautals niederließen und das Dorf Fachria gründeten, hatten sie keinerlei Überschwemmungsgefahr zu befürchten; dagegen waren in Bezug auf die Wasserversorgung sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Denn während man unten im Tal in einer Tiefe von nur 6-7 Metern genügend und auch gutes Trinkwasser gefunden hatte, mußte man oben im Dorf 30-40 Meter tief graben, bis man auf Wasser stieß. Deshalb gab es am Anfang keinen anderen Ausweg, als das Vieh am Gemeindebrunnen im Tal zu tränken und auch das Wasser für den täglichen Gebrauch so lange dort zu holen, bis man in der Lage war, einen Brunnen auf dem eigenen Hof zu bauen. Wie schwer das in der damaligen Zeit ohne technische Hilfsmittel und auf primitive Art war, möchte ich im folgenden berichten:

Meine Eltern sind als junge Eheleute von Alakap nach Fachria gezogen. Auf einem freigewordenen Hof, den sie sich 1914 gekauft hatten, war natürlich auch noch kein Brunnen vorhanden. So waren sie für das Vieh und die Pferde viele Jahre auf den Gemeindebrunnen im Tal angewiesen. Das Wasser für den täglichen Gebrauch durften sie bei unserem Nachbarn, Heinrich Habermann, der bereits einen Brunnen gegraben hatte, holen.

Da das Brunnengraben viel Geld kostete und auch mit gewissen Gefahren verbunden war, einigte sich mein Vater mit unserem anderen Nachbarn Gotthold Knödel, der ebenfalls noch keine eigene Wasserversorgung hatte, einen Brunnen für beide Wirtschaften gemeinsam auf der Hofgrenze zu errichten. 1924/25 war die Zeit für solche Winterarbeiten gekommen, als der Boden schon zugefroren war, und der Wind über die ausgedehnte Steppe fegte. Als erstes wurde die Gartenmauer zwischen den Höfen abgerissen und genau auf der Grenze eine große, runde Grube mit einem Durchmesser von etwa drei Metern und einer Tiefe von von zwei Metern ausgegraben. Diese wurde mit Bruchsteinen

rund ausgemauert, so daß das Brunnenloch noch einen Durchmesser von zwei Metern hatte (normalerweise wurden die Brunnen damals kleiner gebaut, da aber jener für zwei Höfe bestimmt war, hatte man sich auf das größere Maß geeinigt). Danach wurde die Öffnung mit dicken Balken und Brettern zugedeckt, so daß nur noch ein viereckiges Loch offen blieb. Ein dicker Balken, an dessen Ende zwischen zwei gabelartig auseinander stehenden Ästen eine Rolle befestigt war, wurde so schräg eingegraben, daß die Rolle genau über der Brunnenöffnung hing. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, stiegen die beiden Männer hinunter, um mit dem Graben zu beginnen. An einem zu diesem Zweck in Konstanz gekauften Hanfseil, das über die Rolle lief, wurde in großen Kübeln die ausgeschachtete Erde von zwei Pferden nach oben gezogen.

Anfangs ging alles reibungslos und schnell; es war fast unglaublich, wie die zwei Männer von Tag zu Tag immer tiefer im Erdboden verschwanden, so daß man sie bald nicht mehr sehen konnte. Schon nach kurzer Zeit war der 22 Meter starke Lehm Boden durchgegraben, und es zeigte sich eine Stein- und Sandschicht. Groß war die Freude, als die Brunnengraber meldeten, sie seien auf eine Quelle gestoßen. Doch leider war sie viel zu schwach, um mit der Grabarbeit aufhören zu können. Bereits nach zwei Metern war die Stein- und Sandschicht überwunden, ohne daß sich weitere Quellen zeigten, so wurde jede Hoffnung auf ein Ende der Arbeit zunichte gemacht. Im Gegenteil - es zeigte sich der viel gefürchtete Letten, eine Lehmart. Jeder wußte, daß die oft sehr dicke Lettenschicht erst durchgraben werden mußte, um auf Grundwasser zu stoßen.

Erfahrungsgemäß mußte von jetzt an im Quadrat am Brunnen weitergearbeitet werden, d.h. dort unten entstand ein Viereck von 2x2 Metern. Jeden Tag konnten zwei Leute von morgens früh bis spät abends unter größter Anstrengung nur einen Meter herauspicken. Die Wände wurden sofort mit Kanthölzern und Brettern verschalt, denn der Letten wurde rissig, sobald er mit Luft in Berührung kam, und stürzte ein.

Die Periode des Brunnengrabens war für uns Kinder eine schöne und abwechslungsreiche Zeit. Zwar mußten wir in die Schule gehen, doch hinterher war meistens etwas los. Alle Männer, die am Brunnenloch standen und die Kübel ausleerten, wurden von Zeit zu Zeit abgelöst, da es zu dieser Jahreszeit bereits sehr kalt war. Sie kamen in die warme Stube, um sich aufzuwärmen, tranken ein Glas Wein, rauchten ihre Zigaretten und erzählten so manches, was wir Kinder gerne hörten. Auch die Mutter und die Magd waren stets beschäftigt, denn sie hatten dafür zu sorgen, daß die Leute zu jeder Mahlzeit ein gutes Essen auf dem Tisch vorfanden. Täglich wurde gekocht, gebraten und gebacken wie für ein großes Fest.

Wenn es auf den Abend zuing und die Männer schon mit Licht arbeiteten, durften wir uns manchmal flach auf den Boden legen und sie dort unten beobachten. Öfters hörte man sie rufen: „Hier unten ist aber eine trockene Luft!“ Was damit gemeint war, wußte jeder, denn schon im nächsten Kübel wurde eine Flasche Wein hinuntergeschickt. An Getränken und gutem Essen durfte es bei dieser anstrengenden Arbeit nicht fehlen. Wie wunderten wir Kinder uns immer, wenn am Mittag oder Abend die Meister, auf dem Schwengel sitzend oder im Kübel stehend, hochgezogen wurden und sie trotz der Kälte von -25 bis -30°C schweißtriefende Hemden hatten und gar wie Kessel voller kochendem Wasser dampften.

Eine besondere Freude bereitete es uns immer, wenn wir, nachdem die Meister hochgezogen waren, einen Stein oder Erdbrocken hinunterfallen lassen durften und horchten, wie es rauschte bis der Stein in der uns unendlich scheinenden Tiefe mit gut hörbarem Knall aufschlug. Wir bewunderten den Mut der Männer, die den ganzen Tag dort unten arbeiteten, während die vollen und die leeren Kübel über ihren Köpfen schwebten. Denn nur ein kleiner Stein oder Erdbrocken, der durch irgendeine Unvorsichtigkeit hinuntergefallen wäre, hätte eine Gefahr für die Leute bedeutet. Dennoch empfanden sie gerade das nicht als Gefahr, weil die beiden obenstehenden Männer, die die Kübel leerten, zuverlässig waren.

Das größte, unvorhersehbare Risiko war die Einsturzgefahr, die durch das zuvor erwähnte Sickerwasser noch erhöht wurde. Diese erste Quelle floß immerhin so, daß jeden Morgen erst mehrere Kübel Wasser herausgeschöpft werden mußten, ehe man weitergraben konnte.

Das Wasser floß zwischen die Schalbretter und dadurch ergaben sich dahinter Hohlräume, so daß der Letten nachrücken konnte. So entstanden dort unten öfters sehr gefährliche Situationen, wenn nämlich der Letten in Bewegung geriet, krachte es in der Verschalung und einige Bretter wurden eingedrückt. Um nicht zugeschüttet zu werden, kletterten die Brunnengraber immer schnell an den Riegelwänden in die Höhe, denn sie bemerkten die Gefahr stets frühzeitig. An einem Morgen, als die Meister hinuntergelassen worden waren, stellten sie fest, daß an einer Schalung, hinter der die Quelle floß, mehrere Bretter dem Druck nicht standgehalten hatten und durchgebrochen waren. Eine ganze Menge großer Lettenbrocken war in den Schacht hineingefallen. Mehrere Stunden hatte man zu tun, bis die Schalung repariert und der Hohlraum dahinter wieder fest vollgestampft war.

Am Feierabend, als nach dem Abendessen die anderen Arbeiter schon heimwärts gegangen waren, saßen die Meister, ihre Zigaretten rauchend, allein hinter dem großen Familientisch und unterhielten sich. Von ihnen unbemerkt saß ich abseits und hörte zu. Schließlich sagte der eine: „Weißt du, ich habe es mir lange überlegt, aber nun sage ich es dir: Ich meine, wir sollten nicht mehr weitermachen, nachdem das in der vergangenen Nacht passiert ist. Bedenk doch mal, die Einsturzstelle war sechs Meter über uns!! Wäre das am Tage passiert, dann würden wir beide heute nicht mehr an diesem Tisch sitzen. Wir haben Frauen und Kinder! Wie du ja selbst siehst, wird die Einsturzgefahr immer größer! Wir können nicht blindlings weitermachen, bis die ganze Grube zusammenfällt und uns zudeckt! Du kannst machen was du willst, ich mache nicht mehr weiter!“ Irgendwie schien er eine Vorahnung zu haben, daß noch Schlimmeres passieren könnte! Der andere wollte ihn beruhigen und erwiderte: „So schlimm ist es auch wieder nicht! Solche Kleinigkeiten sind schon mehrfach passiert, daß zwei bis drei Bretter eingedrückt wurden, und wir haben es immer vorher bemerkt! In der vergangenen Nacht war es allerdings keine Kleinigkeit, aber wir hätten uns gewiß rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Wie stünden wir denn da, wenn wir jetzt den Bauern sagten, die Gefahr sei uns zu groß, wir machen nicht mehr weiter? Sicher könnten wir jederzeit aufhören, wenn uns die Arbeit zu gefährlich wird, weil wir im Tagelohn arbeiten. Bedenk jedoch einmal, daß wir die schachtartige Grube dort unten in dem so gefürchteten Letten schon 9 Meter tief

ausgegraben und alles gut eingeschalt haben. Nach den allgemeinen Erfahrungen kann es sich höchstens noch um wenige Meter handeln, bis wir auf eine stärkere Sand- und Steinschicht treffen. Und wenn sich dort, wie bisher immer, Quellen zeigen, haben wir es geschafft! Die Bauern werden aber, wenn wir uns jetzt sträuben, hinunter zu geh'n und weiter zu graben, den Brunnen, in den schon so viel Arbeitskraft und Geld hineingesteckt wurden, nicht ohne triftige Gründe einfach stehen lassen und warten bis er von selbst einstürzt. Gerade weil wir die ganze Arbeit so weit vorangetrieben haben, rückt ihre Vollendung in greifbare Nähe!

Im Dorf gibt es noch mehr Leute, die jetzt mitten im Winter keine Beschäftigung haben und diese Arbeit ebenso gut ausführen können wie wir. Deshalb frage ich dich: Wenn die Bauern sich zwei andere holen und es denen gelingt, unsere begonnene Arbeit zu vollenden, was hieße das für uns? Im ganzen Dorf würde man uns nie mehr solche oder ähnliche Aufgaben übertragen. Nein, das können wir uns nicht leisten! Ich schlage vor, wir werden morgen früh, wenn wir hinuntergelassen werden, eine Schalung nach der anderen genau überprüfen, ob sich irgendetwas feststellen läßt, das auf eine Einsturzgefahr hindeutet. Außerdem werden wir veranlassen, daß noch ein zweites Seil im Brunnen hängt, damit wir, falls es gefährlich wird, sofort hinausgezogen werden können.“

Nach langem Abwägen des Für und Wider einigten sich die beiden, ihre Arbeit fortzusetzen unter der Voraussetzung, daß die Schalung noch in Ordnung wäre. Außerdem sollte niemand etwas von der ganzen Unterhaltung erfahren. Da ich wußte, daß meine Eltern, die mit dem Brunnenbau verbundene Gefahr durchaus erkannt und immer wieder nur den einen Wunsch geäußert hatten, daß keinem dabei etwas passieren möchte, habe ich ihnen von dem Gehörten auch nichts erzählt, um sie nicht unnötig zu belasten. Viel später erst, als alles vorüber war, habe ich das Erlauschte preisgegeben.

Tags darauf wurde weitergegraben und es hing, wie ich sehen konnte, zur Sicherheit ein zweites Seil im Schacht. Schon nach drei Tagen waren die Männer 36 Meter unter der Erde und der 12 Meter dicke Letten war durchgegraben, hinter dem man auf die erwartete Stein- und Sandschicht stieß. Am vierten Abend, als die Männer schon bei Licht arbeiteten, zeigten sich die ersten Quellen. Damit hieß es aufhören, denn es wurde befürchtet, daß bei weiterem Ausschachten das Wasser zu stark kommen würde und man die Grube mindestens so hoch ausmauern müßte, bis das Wasser nicht mehr stieg. Man wollte also erst am anderen Morgen, sobald das Wasser stark genug flöbe, mit dem Mauern beginnen.

An jenem Abend waren nach dem Essen alle fest davon überzeugt, daß trotz aller bisherigen Schwierigkeiten, der Brunnen in den nächsten Tagen fertiggestellt werden würde. Als die Abdeckung der Grube am nächsten Morgen abgenommen wurde und kein Wasser in der Tiefe zu sehen war, ahnte man schon, daß irgendetwas passiert sein mußte. Und als der erste Mann hinuntergelassen worden war, stellte er fest, daß der untere 12 Meter hohe Teil des Brunnenschachts, der aus Letten bestand, völlig eingestürzt war. Nachdem sich die abgeseilten Schachtarbeiter den Schaden angesehen hatten, meinte einer: „Dort unten kann man ja mit einem Pferdegespann wenden!“ Solch einen Umfang hatte also die Einsturzstelle erreicht! Damit stand wieder einmal fest, daß auch dieser Schacht zugeschüttet werden mußte, wie manch anderer vorher schon!

Als aber der Knecht sagte, daß er am Abend zuvor, während er noch mit dem Füttern

beschäftigt gewesen sei und zufällig an der Baustelle vorbei gekommen war, ein dumpfes, donnerartiges Geräusch gehört hätte, jedoch nicht wußte, woher es genau käme, durchfuhr alle ein gewaltiger Schreck und für uns war erwiesen, daß die Grube bereits zu jenem Zeitpunkt zusammengestürzt war. Damit wußten Familie Knodel und meine Eltern, daß sie gerade noch vor einem großen Unglück verschont geblieben waren, denn hätte man am Abend nur noch eine oder höchstens zwei Stunden länger gearbeitet, wären die beiden Männer verschüttet worden und niemand hätte sie herausholen können. Man wagte auch nicht, daran zu denken, was für ein Jammer und Elend es gewesen wäre, wenn die Ehefrauen und Kinder hilflos und weinend am Brunnenloch gestanden hätten, in dem ihre Männer und Väter lebendig begraben wurden. Damals gab es bei uns noch keinerlei soziale Einrichtungen, wie Unfall- und Rentenversicherung, wodurch die Familien wenigstens finanziell unterstützt worden wären.

Hinzu kam noch, daß sich die Staatsanwaltschaft sofort eingeschaltet hätte. Zwar fühlte sich niemand zuständig, um die Leute auf irgendwelche Vorschriften zur Schadensverhütung hinzuweisen, wenn aber Menschenleben zu Schaden gekommen wären, hätte man gleich einen Schuldigen finden wollen. Aus Erfahrung wußte man, daß solche Prozesse von den Advokaten so lange hinausgezögert wurden, bis bei den Angeklagten nichts mehr zu holen war. Unter Berücksichtigung all dieser Gedankengänge, waren unsere Familien froh, daß trotz investierter Arbeit und Auslagen, die Sache so glimpflich verlaufen war.

Es verstrichen einige Jahre, in denen sich der Viehbestand vergrößerte. Dadurch war ein Brunnen unumgänglich geworden. Denn auch dem Knecht und der Magd, die stets am dritten Weihnachtstag, dem sogenannten Wandertag, auf ein ganzes Jahr gedungen wurden, mußte entsprechend mehr gezahlt werden, wenn kein Brunnen auf dem Hof vorhanden war. Nachdem über den mißglückten Brunnenbau Gras gewachsen war, entschlossen sich unser Nachbar Knodel und mein Vater, jeder für sich einen Brunnen zu beginnen, und zwar im Winter 1928/29. Unser Nachbar hatte seinen Brunnen vorne an der Straße links von der Toreinfahrt vorgesehen, um der verhängnisvollen, aber doch unzureichenden Quelle zu entgehen. Obwohl meine Eltern damit rechnen mußten, daß besagte Quelle wieder auftreten würde, entschlossen sie sich aus praktischen Erwägungen, den Brunnen gegenüber vom Pferde- und Kuhstall anzulegen. Um das Risiko der Einsturzgefahr zu verringern, wurde das Brunnenloch diesmal nur mit einem Durchmesser von 1,80 Metern ausgeschachtet. Allerdings wollten meine Eltern nicht mehr die Gesamtverantwortung für die Arbeiten tragen und übergaben die Angelegenheit den Brüdern Daniel und Johann Neubauer, die von Beruf Maurer waren, sich aber auf das Brunnengraben spezialisiert hatten und im Winter solche Aufträge ausführten. Sie bestimmten, wie stark das Schalmaterial sein sollte und suchten es auch selbst in der Holzhandlung in Cernavoda aus. Die zwei Männer, die am Bau die Kübel leerten, stellten sie ebenfalls. Alle nur erdenklichen Sicherheitsvorkehrungen wurden von ihnen getroffen, außerdem führten die Brüder Neubauer die Arbeit so durch, wie sie es für richtig hielten. Für jeden eventuell dabei auftretenden Unfall waren die Meister auch selbst verantwortlich. Ob der Brunnen fertiggestellt werden konnte oder auch vorzeitig zugeschüttet werden mußte - dieses Risiko trugen auch diesmal allein meine Eltern.

Sowohl am Nachbarhof als auch bei uns wurde mit den Ausgrabungen am gleichen Tag begonnen. Während beim Nachbarn die gefährliche Quelle nicht mehr erschien, wiederholte sich bei uns alles wie beim ersten Brunnen: Nach der ersten Lehmschicht zeigten sich etwa zwei Meter Sand und Steinboden, dann die verhängnisvolle Quelle und schließlich der gefürchtete Letten. Auch diesmal wurde diese starke Schicht im Viereck durchgegraben und eingeschalt. 36,5 Meter tief war der Brunnen schon, als das Wasser plötzlich ziemlich stark kam. Sofort mußte mit dem Mauern begonnen werden. Die großen Kübel wurden mit Steinen vollgeschichtet, hinuntergelassen und gefüllt mit Wasser wieder hochgezogen. Es wurden mehr Leute gebraucht, weil das Wasser immer stärker stieg und man mit dem Mauern vorankommen mußte.

Zu jenem Zeitpunkt erinnerte man sich, daß man noch lange vor dem Ersten Weltkrieg, als der erste Brunnen auf dem Hof unseres anderen Nachbarn, Heinrich Habermann, gebaut wurde, nach dem Letten auf einen Felsen gestoßen war. Und als man diesen durchbrochen hatte, floß das Wasser so stark, daß man die Arbeit ergebnislos einstellen mußte, weil es trotz ununterbrochenen Schöpfens nicht weniger wurde. Der Brunnen stürzte ein und mußte zugeschüttet werden. Ein paar Jahre später nahm man in unmittelbarer Nähe den zweiten in Angriff. Als man auf den Felsen stieß, wurde erst entsprechend hochgemauert, ehe der Stein durchstoßen wurde. Dieser Brunnen hatte so viel Wasser, daß er selbst im Ersten Weltkrieg von den dort stationierten Truppen nicht ausgeschöpft wurde.

Und da bei unseren Ausschachtungsarbeiten das Wasser trotz allen Schöpfens dauernd stieg, gab es keinen anderen Ausweg, als so lange durchzuarbeiten, bis der Brunnen so hoch ausgemauert war, daß das Grundwasser innerhalb der Mauern blieb. 1928/29 war ein strenger Winter mit sehr viel Schnee und lang andauernder Kälte von mehr als -30°C. Die Leute konnten deshalb nicht durchgehend arbeiten; sie mußten oft abgelöst werden, um sich aufzuwärmen. Dabei zeigte sich innerhalb unserer Dorfgemeinschaft eine sehr große Hilfsbereitschaft. Für Nachbarn, gute Bekannte und Verwandte war es selbstverständlich, daß man sich in einem solchen Fall freiwillig zum Mithelfen anbot.

Erst als der Wasserstand gleich blieb, konnte eine längere Pause eingelegt werden, um dann wieder im normalen Tempo weiterzuarbeiten. 30 Kubikmeter Steine, die man auf der anderen Seite des Donautales im Steinbruch gebrochen hatte, waren mit Pferdewagen heimgefahren worden und lagen schon lange auf dem Hof bereit. Fast alle wurden mit den Kübeln hinuntergelassen und vermauert, bis die Brunnenwände eine Höhe von 12,5 Metern zeigten. Die ganze Arbeit war auch ein Kampf mit der Zeit, denn je länger es dauerte, um so größer wurde die Einsturzgefahr.

Als an einem Samstagabend nach dreißig schweren Arbeitstagen der Brunnen vollendet war und alle beim Abendessen in der Küche saßen, hörten wir Hurraschreie. Vom Fenster aus konnten wir sehen, daß beim Nachbarn die Brunnengraber hochgezogen wurden - auch sie hatten ihr Werk glücklich beendet. Wieder war es zwei Bauern gelungen, einen Schritt vorwärts zu kommen! Das vollendete Werk wurde bis in die späte Nacht hinein richtig gefeiert! Unser Brunnen hatte selbst im Sommer während der Trockenperiode stets einen Wasserstand von 5 Metern. Das Wasser war sehr weich und konnte zu allem verwendet werden. Bedingt durch die Tiefe des Brunnens war das Wasser im

Sommer frisch wie eisgekühlt und im Winter temperiert.

Ein kleines Häufchen deutscher Bauern, die wie auf einer Insel umgeben von den verschiedensten Nationen wohnten, mußten mit den Schwierigkeiten der Wasserversorgung allein fertig werden, denn die Bevölkerung in ihrer Umgebung war auf diesem Gebiet noch weit zurück. Von ihnen hätte man nichts abgucken, viel weniger einen Ratschlag erwarten können, der das Brunnengraben billiger und weniger gefährvoll gestaltet hätte.

Zwei Jahre später (1931) hat Simon Knodel mit einem neuen Brunnen begonnen, nachdem der vorherige auf seinem Hof eingestürzt war. Dabei arbeitete er erstmals mit Betonringen, obwohl ihm die Erfahrung dafür fehlte. In einer Tiefe von 24 Metern wurde auf die Lettenschicht ein Eisenring gelegt, dessen untere Kante scharf war. Dann wurden mit einem Traktor schwere Betonringe hinuntergelassen und auf den Eisenring aufgesetzt. Beim weiteren vorschriftsmäßigen Graben rutschten die Ringe gleichmäßig mit hinunter. Die Arbeit ging planmäßig, ohne irgendwelche Schwierigkeiten voran. Von Zeit zu Zeit wurde das Brunnenloch ganz aufgedeckt, um die noch nötigen Betonringe hinunterzulassen. Inzwischen war man schon auf die ersten Quellen gestoßen. Eines Abends passierte ein Unglück: Beim Hinunterlassen eines Ringes versagten die Bremsen des alten Traktors, und er wurde durch die schwere Last mitgerissen: der Ring schlug mit starker Wucht einseitig unten auf, wodurch sich die übrigen Ringe verklemmten, so daß sie beim weiteren Ausschachten nicht mehr nachrutschten. Der Brunnen konnte zwar benutzt werden, hatte aber dadurch, daß nicht mehr weitergegraben werden konnte, im Sommer meist nicht genügend Wasser. Es ist bedauerlich, daß dieser neuartige Versuch einer Brunnenanlage am Ende doch mißlungen ist.

Einige Jahre später (1933/34) wurde das Risiko einer Einsturzgefahr ganz einfach behoben, und zwar folgendermaßen: Die Brunnen wurden, wenn man auf Letten stieß, genau so rund nur einige Zentimeter größer weitergegraben. Jeden Abend wurden ringsum in die Wände lange Nägel geschlagen, kreuz und quer mit Draht verflochten und dann mit Zementspeis bzw. Mörtel ausgeworfen. Auf diese Weise wurde an Ort und Stelle ein Zementring gegossen. Dieser brauchte gar nicht stark zu sein, weil der Letten nur luftdicht abgeschlossen sein mußte, um nicht zu springen. Nach dem Motto: „Gut Ding will Weile haben“, erging es auch unseren Leuten mit den Ideen und Erfindungen beim Brunnenbau.

Mit der neuen Methode waren auf einen Schlag alle Schwierigkeiten überwunden. Das teure Schalungsmaterial und die vielen Steine wurden nicht mehr benötigt. Damit hatten die Fachrier bei der Wasserversorgung eine meisterhafte Leistung vollbracht. Wie in anderen Dörfern der Dobrudscha sich die Deutschen durch Fleiß, Tüchtigkeit und Ausdauer hoch gearbeitet hatten und auf bestimmten Gebieten zum Vorbild ihrer Nachbarn wurden, so vollbrachten die Fachrier beim Brunnengraben bahnbrechende Arbeit und wurden zu Lehrmeistern der Bauern in der Umgebung. Denn trotz vieler Rückschläge hatten nach und nach alle Bauern ihren eigenen Brunnen.

Die rumänischen Bauern hingegen, mit denen wir in unserem Nachbarort Asisia in einer Gemeindeverwaltung zusammengeschlossen waren, hatten es bis dahin noch nicht gewagt, einen Brunnen oben in ihrem Ort, der mit unserem auf gleicher Höhe lag, zu

erstellen. Sie holten nach wie vor das Wasser in Fässern mit den Wagen vom Brunnen im Tal oder trugen es über die Schulter mit einer etwas gebogenen Stange (cobilita), an der hinten und vorne je ein Eimer hing, den Hang hinauf. Dennoch können wir nicht sagen, daß die Rumänen ihre deutschen Nachbarn wegen ihrer Erfolge jemals beneidet hätten; die meisten schätzten sie und sahen in ihnen ein Vorbild, dem es nachzueifern lohnte.

Nachdem das neue, weniger gefährliche und billigere Verfahren herausgefunden worden war, betrauten die rumänischen Bauern nach und nach die Deutschen mit dem Bau von Brunnen auf ihren Höfen. Als wir umgesiedelt wurden, gab es in Fachria fünfzig tiefe Brunnen, aus denen gutes und frisches Quellwasser geschöpft werden konnte. Solch eine vorbildliche Leistung, die die Fachrier ganz ohne fremde Hilfe vollbracht haben, sollte bei einer Geschichtsschreibung über die Dobrudscha nicht unerwähnt bleiben.

Bau eines Bethauses

Einer der vordringlichsten Wünsche nach der Dorfgründung war - noch vor dem Straßen und Brunnenbau - die Errichtung eines Bethauses und eines Schulhauses. Die Siedler waren fromm und gottesfürchtig und obwohl sie am Anfang noch kein Bethaus und auch keinen Lehrer hatten, ließen sie den sonntäglichen Gottesdienst nicht ausfallen. Sie versammelten sich in einem größeren Raum, im Hause des Jakob Hausch, wo ihnen einer von den Siedlern aus der Bibel vorlas und wo sie beteten und auch sangen. Vereint durch ihren Glauben hielten die Siedler streng auf Sitte und Brauchtum und heiligten den Feiertag. Bis zum Jahr 1896 hatten sie das notwendige Geld zusammen um mit eigenen Mitteln in Selbsthilfe ein schönes Bethaus mit einer Lehrerwohnung bauen zu können. Das Bethaus stand mitten im Ort mit der Längsseite zur Straße. Es hatte eine Größe von 10 x 20 m und war ganz aus Felssteinen gebaut. Am 10. Januar 1897 wurde es von Pastor Paul Janke eingeweiht. Eine Bethausglocke stiftete der Evangelische Oberkirchenrat zu Berlin im Frühjahr 1898. Die Kirchengemeinde war am Anfang an das Kirchspiel Konstanza angeschlossen. Als im Jahr 1923 das Kirchspiel Kobadin gegründet wurde, gehörten wir zu diesem Kirchspiel und wurden vom dortigen Pfarrer betreut. Zuerst war es Pfarrer Kurt Meier und ab 1926 Herbert Hahn, der uns nur im Abstand von 5-6 Wochen besuchen konnte. Als bald wurde auch ein Lehrer eingestellt, der auch den Lesegottesdienst hielt und die sonstigen Amtshandlungen wie Taufe, Trauung und Beerdigung vollzog.

Die Kirchengemeinde wurde von zwei von der Gemeinde gewählten Kirchenvorstehern verwaltet. Diese waren nicht nur Ehrenmänner, sie hatten auch sehr viel Ehrenamtliches in der Kirchengemeinde zu leisten. Später wurde die Kirchengemeinde von einem Presbyterium verwaltet, welches aus einem Kurator und sechs Presbytern bestand und von der Gemeinde auf sechs Jahre gewählt wurde.

Bau des Schulhauses

Im Jahr 1912 baute die Gemeinde auf dem Hof hinter der Kirche einen Schulraum, in dem der deutsche Lehrer die Kinder unter richtete. Bald darauf wurde eine staatliche rumänische Schule errichtet, deren Besuch für die deutschen Siedlerkinder zur Pflicht wurde. In dem zu niedrigen Schulraum unserer alten Schule durfte kein Unterricht mehr erteilt werden. Daraufhin hat die Gemeinde diesen Schulraum zu einer Lehrerwohnung umgebaut und die an das Bethaus angebaute Lehrerwohnung zu einem Schulraum umgewandelt. In diesem Saal durfte unser deutscher Lehrer zunächst zum Unterricht in der rumänischen Schule vormittags und nachmittags offiziell eine Stunde Unterricht in den Fächern Religion, Deutsch, Rechnen und Singen geben. Daraus wurden jedoch meist zwei Stunden. Leider hatten die Bauern am Anfang nicht viel übrig für die Schule, denn sie brauchten die Kinder für die Feldarbeit. Erst als vom Staat die Schulpflicht streng durchgeführt wurde, durften die Kinder regelmäßig die Schule besuchen. Aber auch später, als viele Bauern schon finanziell durchaus in der Lage waren, ihre Kinder in eine weiterführende Schule zu schicken, legten sie noch keinen Wert darauf. Sie sagten: „Die sollen erst einmal schaffen lernen!“, denn ein guter Bauer war für sie immer noch der beste Beruf. Das war der Grund, warum aus Fachria nur zwei Bauernsöhne mit einer höheren Schulbildung hervorgingen. Es war Gotthold Hausch, der ein Wirtschaftsstudium abgeschlossen hatte, und Albert Stiller, der Lehrer wurde. Daß Gotthold Hausch mit abgeschlossenem Studium dann doch Bauer geworden ist, war für die Bauern eine Bestätigung dafür, daß in dem Agrarstaat, wo den Bauern genügend Arbeiter zur Verfügung standen, der Beruf des Bauern nach wie vor attraktiv war. Erst in den letzten Jahren haben mehrere Jugendliche ein Handwerk erlernt. In Fachria gab es folgende selbständige Handwerker:

Schreiner:	Johann Alexe, Albert Fein, Eduard Mauch, Herbert Jaßmann;
Schmiede:	Ferdinand Schielke, Theodor Knodel, Christian Weinberger;
Schneider:	Eduard Hannemann, Johann Wilhelm;
Maurer:	Daniel Neubauer, Johann Neubauer;
Sattler:	Friedrich Dickhoff.

Schwierigkeiten beim Straßenbau

Wie bereits erwähnt, ist das Dorf Fachria eine Neugründung deutscher Siedler. Da es wegen der Überschwemmungsgefahr hoch auf dem Ufer des sogenannten Donautales angelegt wurde, hatten die Siedler zwei große Schwierigkeiten zu überwinden. Die erste war die Wasserversorgung. Die zweite große Schwierigkeit waren die Auffahrtswege, und darüber möchte ich jetzt etwas berichten.

Am Ostende des Dorfes gab es eine Auffahrt. Dieser Weg war aber so steil, daß man nur mühsam mit dem leeren Wagen hinauffahren konnte. In der Mitte des Dorfes am Trift

befand sich auch ein Aufgang, der aber nur zum Ab- und Auftrieb der Schaf- und Viehherden benutzt wurde, oder wenn man die Pferde und Kühe am Brunnen im Tal tränken wollte. Nur am Westende des Dorfes wurde das hohe Ufer unterbrochen durch ein schmales Tal, das sich von Süden nach Norden zog und die einzige Auffahrtmöglichkeit bot. Jedoch war auch dieser Weg so steil, daß die Pferde den vollbeladenen Getreidewagen, den sie aus dem losen Acker herauszogen, nicht auch den hohen Berg hinaufziehen konnten. Es kam öfter vor, daß ein Fahrer den armen Tieren zuviel zugemutet hatte. Häufig ließ er dann einen kleinen Jungen, den er immer dabei hatte, fahren, und er ging mit einem Stein in der Hand neben dem Wagen her. Blieben die Pferde trotz ständigem Antreiben stehen, legte er, um zu verhindern, daß der Wagen zurückrollte, den Stein unter ein Hinterrad. Hätte er das nicht getan, wäre der sechs Meter lange Leiterwagen, der bei uns zum Getreideeinfahren benutzt wurde, umgekippt, was leider auch öfter vorgekam.

Da das Talland, wie erwähnt, erstklassiger Ackerboden war, konnte man nicht nur mit hohem Stroh- und Getreideertrag rechnen, sondern auch immer mit sehr guten Getreideerträgen. Nachdem auf dem von uns so genannten Bergland aber nicht nur Getreide, sondern auch Wein, Mais, Wassermelonen, Bohnen usw. angebaut wurden, entfiel auf das Donautal ein Großteil des angebauten Getreides, das den Berg hinaufgefahren werden mußte. Und da diese Auffahrt auch nur ein ganz gewöhnlicher Feldweg ohne festen Untergrund war, mußten im Sommer, wenn es regnete, öfter die Erntewagen so lange im Tal stehenbleiben, bis es wieder trocken war. Das wirkte sich gerade in der Dreschzeit, wo die Zeit besonders kostbar war, sehr hemmend aus. Mit dieser Schwierigkeit der Auffahrt mußten die Fachrier viele, viele Jahre fertigwerden, ohne daß sie etwas dagegen tun konnten. Erst im Jahre 1923 faßten sie den Entschluß, sich ganz auf eigene Faust und mit eigenen Mitteln eine feste Straße zu bauen.

In jener Zeit war Christoph Rösner Bürgermeister der benachbarten Gemeinden Fachria, Asisia und Stefan cel Mare. In seiner Amtszeit wurde der Straßenbau vorbereitet und durchgeführt. Als erstes wurde, um die Straße zu genehmigen, ein Antrag an die Behörde gestellt und zugleich ein Bittgesuch gemacht, um die ganze Gemeinde von der allgemeinen Straßenfronarbeit für zwei Jahre zu befreien.

Zur Straßenfronarbeit muß noch folgendes erklärt werden: Damals gab es in der Dobruđa noch keine Straßensteuer, die Landstraßen wurden durch unentgeltliche Fronarbeit, die die Bevölkerung leisten mußte, in Ordnung gehalten. Die Bauern mußten für jedes Paar Pferde einige Kubikmeter Kies und Schotter vom Steinbruch zur Straße fahren, wo gerade ausgebessert werden mußte. Diejenigen, die kein Fuhrwerk hatten, waren verpflichtet, eine fünftägige unentgeltliche Fronarbeit zu leisten.

Die Straßenbaugenehmigung ließ nicht lange auf sich warten. Es wurden sogar Fachleute zur Verfügung gestellt, die den Verlauf der Straße durch eingeschlagene Pflöcke markierten und auch die Bauarbeiten überwachten. Die Straße begann unten im Tal an der Chaussee Cernavoda-Konstanza und zog sich ganz dicht an der linken Seite des Tales weit nach Norden. Dann überquerte sie nach rechts in großem Bogen das Tal, änderte die Richtung nach Süden und bog dann links in die Dorfstraße ein. Durch diese etwa 400 m lange Straßenführung bis zum Ortseingang konnte die Steigung so niedrig wie möglich gehalten werden.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, konnte mit den Arbeiten begonnen werden. Auf der Talseite, wo die Straße verlief, wurde an dem steil ansteigenden Hang die Erde abgegraben und damit unten im Tal mit den Auffüllarbeiten begonnen. Nach einer vorgeschriebenen Steigung wurde die Straße nach Norden aufgefüllt. Um das Tal zu überqueren, mußte ein sehr hoher Damm aufgeschüttet werden. Damit das Regenwasser, das bei Gewitterregen oder Schneeschmelze das Tal herunterkam, durch den Damm hindurch konnte, wurden unten ganz große Zementröhren eingelegt. Bei diesen Auffüllarbeiten mußten sehr große Erdbewegungen durchgeführt werden, und dazu standen keinerlei Maschinen zur Verfügung. Alles mußte mit Spaten, Schaufel, Hacke, Pickel und Pferdewagen bewältigt werden. Die Fachrier hatten sich mit dem Bau der Straße eine große Aufgabe vorgenommen.

Zwar waren sie zwei Jahre von der Straßenfronarbeit befreit, doch das war nur eine kleine Entlastung gegenüber dem, was sie beim Straßenbau leisten mußten.

Als die Auffüllarbeiten beendet waren, wurde sofort mit dem Schotteranfahren begonnen. Drei Jahre lang hatte die ganze Gemeinde an diesem Straßenbau gearbeitet. Doch dann war sie endlich von unten im Tal bis fast durch das ganze Dorf fertig. Was war das doch für eine Erleichterung! Kein Wagen brauchte mehr wegen Regens im Tal stehen zu bleiben!

Selbst bei schlechtem Wetter konnten die größten Fuhren mit Getreide heraufgefahren werden. Für die ganze Gemeinde war das ein großer Vorteil, und jeder war mit Recht stolz auf diese Leistung.

Was für eine Leistung die Fachrier mit dem Bau dieser Straße haben, kann man nur ermessen, wenn man einen Vergleich zu den anderen Ortschaften zieht.

Es gab damals in der ganzen weiten Umgebung kein einziges Dorf, das eine ausgebaute Straße hatte. In allen Dörfern bestanden die Dorfstraßen aus ganz gewöhnlichen Feldwegen ohne festen Untergrund. Während der Regenzeit, oder hauptsächlich im Frühjahr bei Tauwetter, waren die Straßen durch die vielen Pferdewagen so aufgewühlt, daß man nicht mehr über die Straße gehen konnte.

Auch in Fachria war es, bevor die Straße gebaut wurde, so, daß man sich meist mit Flachsstroh einen Weg streuen mußte, wenn man zum Nachbarn über die Straße gehen wollte. Das war nun alles anders geworden. In der Mitte der 18 m breiten Straße verlief der befestigte Fahrweg. Links und rechts davon war eine Allee von Akazienbäumen angelegt. Der Platz zwischen den Baumreihen und den weiß gekalkten Hofmauern war als Gehweg angelegt. Damit hat sich das Dorfbild sehr positiv verändert.

Unsere rumänischen Freunde aus der Nachbargemeinde Asisia, die auf derselben Höhe wie wir wohnten, hatten die gleichen steilen Auffahrtswege zu überwinden. Angeregt durch den Erfolg der deutschen Nachbarn, wollten sie sich auch eine Straße bauen. Leider sind sie schon bei den Auffüllarbeiten steckengeblieben. Als wir 1940 umgesiedelt wurden, lag noch alles unvollendet da. Und auch nach dem zweiten Weltkrieg hat sich niemand mehr bemüht, diesen Straßenbau zu vollenden.

Ich möchte zum Schluß noch einmal betonen, daß es außer dem rein deutschen Ort Fachria im ganzen Umkreis kein einziges Dorf gab, welches eine fest ausgebaute Dorfstraße hatte, es sei denn, daß eine Nationalstraße durch den Ort verlief. So trug diese

Straße neben vielem anderen auch dazu bei, daß Fachria wie ein leuchtender Stern in der Finsternis aus den anderen Dörfern der Umgebung herausragte. Im Laufe der Jahre entstand so ein schmuckes Dörflein, das vom hohen Ufer ins weite Donautal blicken konnte.

Das Vereinsleben

Über die Vereine in Fachria gibt es folgendes zu berichten: Im Jahr 1931 hatte Lehrer Otto Oswald einen Frauenverein gegründet, der sich aber nach einigen Jahren wieder auflöste. Anfang des Jahres 1934 gründete Lehrer Friedrich Hannemann einen Männerchor und einen Jugendverein. Der Jugendverein machte damals gute Fortschritte und führte bei einer Feier in der rumänischen Schule zwei Theaterstücke auf. Auch der Männerchor entwickelte sich ganz gut, denn er trat nicht nur im Ort, sondern auch auswärts bei verschiedenen festlichen Veranstaltungen auf.



Fachrier Jugend 1938. Erste Reihe sitzend v.l. Samuel Ellert, Albert Broneske, Rudolf Knodel, Sieghart Knodel, Tralan Barbu, Oskar Habermann. Zweite Reihe v.l. Johann Ernst, Johann Neitz, Wilhelm Neitz, Eduard Breitzkreuz, Eduard Brenner, Oskar Knödel, Johannes Jörke. Dahinter die Mädchen v.l. Christine Neitz, Erna Fiedler, Erna Dermann, Pauline Fietz, dahinter Erna Dickhoff, Gertrude Fiedler, Gertrude Sept, Else Dermann, Wilhelmine Zottnick, Wilhelmine Pohl, Else Ernst, Maria Schwarz, Maria Dalke (1935).

In all den Jahren gab es in Fachria auch immer einen gemischten Kirchenchor, der nur aus Jugendlichen bestand und von dem jeweiligen Lehrer geleitet wurde. Die Übungsstunden begannen immer erst im Herbst. Es wurden Lieder eingeübt, die zu den

verschiedenen Feiertagen in der Kirche gesungen wurden. Auch in der Silvesternacht wurden vom Kirchenchor zur Jahreswende auf der Kirchentreppe immer einige passende Lieder, zum Beispiel „Sinnend steh'n wir an des Jahres Grenze“, gesungen. Als Lehrer (und Küster) dienten in der Gemeinde:

Karl Lang	1895-1897
Gottlieb Hannemann	1897-1901
Eduard Brenner	1901-1906
Immanuel Rösner	1906-1908
Friedrich Hannemann	1908-1914
Theophil Hoffmann	1914-1916
Besatzungslehrer Böhm	1916-1918
Theophil Hoffmann	1919
Friedrich Gäbler	1919-1920
Friedrich Bechert	1920-1923
Gustav Ziebart	1923-1925
Otto Oswald	1925-1933
Friedrich Hannemann	1933-1939
Otto Oswald	1939-1940
Albert Stiller	1940
bis zur Umsiedlung im November.	

Das Fachrier Land und seine Bearbeitung Das Hochland

Wir hatten in Fachria zwei ganz verschiedene Bodenqualitäten. Im Donautal war das beste Schwemmland, hier gab es erstaunlich hohe Erträge, ja selbst in den trockensten Jahren ist immer etwas Getreide und auch Futter gewachsen. Dagegen war das auf der etwas welligen Hochebene gelegene Bergland kein so ertragreicher Boden.

Das Land war so aufgeteilt, daß von zehn Hektar sich acht auf dem Berg und zwei im Donautal befanden. Auf dem Bergland wurde in erster Linie Sommer- und Wintergerste und auf gut vorbereitetem Boden auch Weizen, dann Leinsamen, Mais, Erbsen, Raps, Hafer, Bohnen, Wassermelonen, Hirse und Moheu (Mohär), ein nahrhaftes Heu, angebaut. Die Ackerkrume bestand aus einer dicken Schicht Schwarzerde. Es konnte geackert werden, so tief es ging, es kam immer nur gute schwarze Muttererde hervor. Nachdem man in den letzten Jahren die ganze Steppe nach Möglichkeit schon im Herbst zwischen 20 und 25 cm tief umgepflügt hatte, wodurch eine bessere Speicherung der Winterfeuchtigkeit ermöglicht wurde, kamen totale Mißernten, die es früher immer wieder gegeben hatte, kaum noch vor. Die Fachrier Bauern waren, indem sie eine Tiefkultur betrieben, auf dem besten Weg, aus dem Bergland noch recht hohe Erträge zu erzielen.

Das Donautal

Sehr viel Mühe machte anfänglich den Siedlern die Bearbeitung des Neulandes im Donautal. Durch das Rohr, das dort ungehindert weiter wuchs, war der schwere Boden mit dicken Wurzeln durchsetzt, dadurch wurde die Bearbeitung des Bodens außerordentlich erschwert.

Angebaut wurden im Donautal in erster Linie Weizen und Kartoffeln, dann Gerste, Luzerne und Kürbisse. Wir konnten im Donautal in einem guten Jahr zwischen 5 000-6 000 kg Weizen vom Hektar ernten und das ohne Kunstdünger. Es war eine Freude, sich so ein Weizenfeld anzusehen. Auch die Kartoffeln haben im Donautal einen sehr hohen Ertrag gebracht. Viele Jahre hatten die Fachrier, wie alle Bauern in der Umgebung, nur so viel Kartoffeln angebaut, wie sie für den eigenen Bedarf brauchten. Erst als sie Verbindung mit den deutschen Bauern in Siebenbürgen aufgenommen hatten und einige Kartoffelsorten von dort probeweise im Donautal anpflanzten, stellten sie fest, daß die Sorten „Ackersegen“ und „Königin im Tale“ einen hohen Ertrag brachten. Ab nun, es war ungefähr im Jahr 1930, fingen sie an, hektarweise davon anzupflanzen. Durch den hohen Ertrag, die guten Absatzmöglichkeiten und den guten Preis, den sie dafür bekamen, schufen sich die Siedler eine zusätzliche Einnahme. Darüber hinaus bewiesen sie, was bei einer richtigen Sortenauswahl und guter Bearbeitung aus dem Donautal herausgeholt werden konnte. Das Land war eine wahre Goldgrube.

Die Luzerne

Die Luzerne, eine Art Klee, war ein besonders nahrhaftes Grünfutter und auch als Heu zur Winterfütterung bestens geeignet und konnte im Donautal bis zu fünfmal jährlich gemäht werden. In Fachria sah man jeden Abend, sogar sonntags, eine mit Luzerne oder Klee vollbeladene Wagenkolonne vom Tal kommend ins Dorf hineinfahren. Diese so reichlich wachsende Luzerne wäre die beste Voraussetzung zur Betreibung einer Viehwirtschaft gewesen. Leider fehlte es an den Absatzmöglichkeiten der Milchprodukte. Bei der Bestandsaufnahme am 1. August 1916 wurden in Fachria noch mehr Kühe als Pferde gezählt. Das hat sich zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg von Grund auf verändert. Bauern mit acht bis zwölf und noch mehr Pferden hatten höchstens vier bis fünf Kühe. Der Stolz der Bauern waren eben die Pferde. Sie brauchten sie nicht nur zur Arbeit, sondern sie hatten auch Pferdezucht betrieben. Jedes Frühjahr schickte der Staat aus dem Hengstdepot in Konstanz drei Zuchthengste zu uns in die Gemeinde. Alle Bauern hatten einige Zuchtstuten. Wenn ein Bauer ein schönes Kavallerie-Pferd verkaufen konnte, bekam er immer eine schöne Summe bar auf die Hand. Die deutschen Pferde waren gefragt und konnten immer gut verkauft werden.

Die Milchwirtschaft

In unserem Dorf konnte die Milchwirtschaft nicht richtig vorangehen, denn in dem nächsten Städt- dem 9 km entfernten Cernavoda - war keine größere Absatzmöglichkeit vorhanden.

Es kam vor, daß die Frauen, die sich mit Butterhandel befaßten, die Ware nicht loswerden konnten und sie den Bauern zurückbrachten.

Aus diesem Grunde wollte sich keiner der Bauern auf Milchwirtschaft umstellen. Selbst die größten Bauern hatten nicht mehr als 4 Melkkühe im Stall stehen und auch diese wurden bei der Fütterung nicht weiter beachtet. Der Stolz unserer Bauern waren die Pferde.

Im Jahre 1933 schien aber die Milchwirtschaft aufwärtszugehen, denn ein Händler mietete bei Familie Emil Selcho zwei Räume und eröffnete einen Milchproduktenhandel. Er ließ durch den Gemeindediener ausschellen, daß er jede Menge Milch, Butter und Quark aufkaufen würde. Für das Kilo Butter wollte er 45 Lei bezahlen, während die Frauen, die sich sonst mit Butterhandel befaßten, nur 40 Lei zahlten.

Die Bauern, durch schlechte Erfahrungen mißtrauisch gemacht, entschlossen sich nur zögernd, die Milch bei ihm abzuliefern. Als sie aber merkten, daß er treu und redlich alle 14 Tage ausbezahlte, wurde sein Kundenkreis immer größer. Da aber fast alle Bauern eine Milchzentrifuge und ein Butterfaß im Hause hatten, lieferten sie vorerst nicht die Milch, sondern fertige Butter ab. Die Butter wurde bei uns in einer Form aus Holz, in die schöne Verzierungen eingeschnitzt waren, zu Stückchen von 250 g geformt. Jedes Stück wurde in Butterpapier, oder im Sommer in kühle Meerrettichblätter verpackt und in dieser Form dem Händler abgeliefert. Dieser verkaufte sie dann - ohne weitere Verarbeitung - weiter.

Jeden Morgen fuhr jetzt Friedrich Neitz durchs Dorf und sammelte die Milch ein. Um bei der Verarbeitung der Milch zu helfen, hatte der Händler Frau Selcho eingestellt, für 300 Lei im Monat. Für die Miete sollte er weitere 100 Lei bezahlen.

Zweimal wöchentlich brachte er die Milchprodukte nach Constanta, wo er sie gut absetzen konnte.

Inzwischen waren schon 5 Monate vergangen und sein Kundenkreis vergrößerte sich ständig. Viele Bauern machten sich nun Hoffnung, daß sich für sie ein neuer Erwerbszweig aufgetan habe.

An einem Samstag jedoch, als wieder Zahltag war, erklärte der Händler, er würde nur noch jeden Monat einmal auszahlen. Das alte Mißtrauen regte sich wieder, und wie sich später herausstellte, zurecht.

Gleich im ersten Monat, als er die Milchprodukte von der Mehrzahl der vertrauensvollen Bauern angenommen hatte, verschwand er über Nacht und trotz polizeilicher Fahndung wurde er nicht mehr gefunden.

Wie mir Frau Selcho erzählte, hatte er sie die ganze Zeit über vertröstet und ihr weder den ihr zustehenden Lohn ausbezahlt, noch die Miete; sie hatte keinen Lei erhalten.

Von der Einrichtung, die er nicht weggeschafft hatte, waren die Milchzentrifuge und das Drehbutterfaß das wertvollste Inventar, jedoch stellte sich schnell heraus, daß beide

nicht bezahlt waren. Der Verkäufer, Herr Kraus, holte sich sein Eigentum zurück.

Trotz Mißtrauen und Vorsicht, waren die Bauern wieder einmal einem gerissenen Schwindler aufgesessen, wofür sie beträchtliches Lehrgeld zahlen mußten. Über diesen Betrug und Schwindel haben wir damals schwer geschimpft und waren überzeugt, daß so etwas in Deutschland nie und nimmer Vorkommen könne.

Für uns war Deutschland, das wir nie gesehen hatten, so etwas wie die Sonne am Himmel, da gab es nichts, was Schatten geworfen hätte! Doch leider stellten wir bald fest, daß es auch hier in Deutschland mehr als genug solcher Menschen gibt, die es vorziehen, statt zu arbeiten, lieber mit Betrug und Schwindel ein angenehmes Leben auf Kosten der anderen führen. So manch ehrlicher Bürger hat schon beträchtlich Lehrgeld dafür bezahlt, daß er mit einem Vertreter einen Vertrag abgeschlossen und in vollem Vertrauen unterschrieben hat, ohne das Kleingedruckte vorher genau durchzulesen. Auch das ist Betrug, vielleicht auf etwas feinere Art. Für so etwas hätten wir Deutsche im Ausland uns nie hergegeben. Dafür wäre uns unser guter Ruf viel zu schade gewesen.

Der Weinbau

Auf dem Bergland wuchs auch ein guter Wein. Schon gleich am Anfang, als in der Umgebung noch kein Wein angebaut wurde, haben die Fachrier in einem geschlossenen Gebiet mit dem Weinbau begonnen. Angepflanzt wurden Zottler, Dickschwarze (Knoller), Muskateller, Silvaner, Frühweiße und andere Sorten; sie brauchten damals nicht gespritzt zu werden. Später, kurz vor oder gleich nach dem Ersten Weltkrieg, wurden die Direktträger, Saiber und Teras angepflanzt. Diese brauchten wenig Pflege und brachten immer einen guten Ertrag. Die Qualität des Weines war nicht überragend, jedoch gut trinkbar. Seit 1930 wurde das Anpflanzen der wilden Reben als gesundheitsschädlich verboten. Von da an durften nur noch Edelreben angepflanzt werden. In Fachria hatte Emanuel Stiller zehn Hektar und Eduard Brenner zwölf Hektar mit edlen Reben angepflanzt, alle anderen Bauern hatten zwischen einem halben und zwei Hektar zum größten Teil auch mit edlen Reben angepflanzte Weingärten. Die Bauern betrieben den Weinbau nur als Nebenerwerb. Ihre Haupteinnahme hatten sie aus der Landwirtschaft. Selbst Emanuel Stiller hatte seine Haupteinnahme nicht vom Weinbau, sondern von der Landwirtschaft. Nur Weinbauer war in Fachria allein Eduard Brenner. Daher war es grundfalsch, daß Fachria bei der Ansiedlung als Weinbaugemeinde bezeichnet wurde.

Fachria war von Anfang an ein Bauerndorf.

Die ärztliche Versorgung

Neben all den anfänglichen Schwierigkeiten kam noch hinzu, daß es mit der ärztlichen Versorgung sehr schlecht bestellt war.

Wer von den Siedlern konnte sich schon einen Arzt aus der Stadt leisten? Dazu fehlte das Geld. Im Krankheitsfalle halfen sie sich gegenseitig mit Hausmitteln und „Brauchen“!

Einer der Siedler, der sich durch Überlieferung Kenntnisse in der praktischen Heilkunde erworben hatte, war August Buchholz. Er konnte mit verschiedenen Kräutern und althergebrachten Heilmethoden im Krankheitsfalle Menschen und auch Tieren helfen. Hatte sich jemand den Arm oder das Bein gebrochen, holte man den Augustvetter, wie er von alt und jung genannt wurde. Er richtete die Knochen ein, schiente und heilte ohne ärztliche Hilfe. Der Augustvetter konnte sogar, wie meine Mutter erzählte, auch bei einem Schlangenbiß helfen, das kam auf der damals wilden Steppe öfters vor. Er war der Mediziner der ersten Siedler in Fachria, dem alle großes Vertrauen entgegenbrachten. Als er 1924 starb, machten sich alle Gedanken darüber, ob er seine Kenntnisse einem anderen vermittelt habe.

Die Siedler waren in jeder Hinsicht auf sich selbst angewiesen. Die Sprache und alles was sie brauchten, um im fremden Land seßhaft zu werden, hatten sie sich im Umgang mit der einheimischen Bevölkerung selbst angeeignet.

Der Erste Weltkrieg

Am 27. August 1916 trat Rumänien auf Seiten der Alliierten in den Krieg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland ein. Alle wehrfähigen Männer wurden sofort eingezogen. Schon lange vorher hatten hier in der Umgebung Pioniereinheiten zum Schutz der etwa 10 km von Fachria entfernten großen Donaubrücke eine Verteidigungsstellung ausgebaut. Die Fachrier ahnten gar bald, daß sie ihr Dorf verlassen müssen und versuchten, von den Wertsachen so viel wie möglich zu vergraben. Es wurden große tonkrugförmige Gruben ausgehoben. Um deren Erdwände zu trocknen, wurden sie mit Feuer ausgebrannt und danach mit Strohmatten ausgelegt. Darin wurden Kleider, Bettzeug, Hausgeräte, Getreide und sonstiges vergraben. Inzwischen wurden auch die älteren Männer und die Jugendlichen abgeholt und interniert. Dann kam der Befehl, das Dorf sofort zu verlassen. Frauen und Kinder flüchteten mit dem Pferdewagen, auf den sie das Allernötigste gepackt hatten, nach Norden in Richtung Ceaibac. Mit den alten Pferden, die ihnen nicht genommen wurden, weil sie für das Militär untauglich waren, kamen sie aber nicht weit weg und wurden bald von der Front überrollt.

Die Erdverstecke wurden, da ihre Spuren in der Eile nicht mehr beseitigt werden konnten, bzw. sich in der Zwischenzeit gesetzt hatten, gefunden, der Inhalt entnommen oder vernichtet. Was die Rumänen und Russen noch zurückließen, das plünderten die nachgerückten bulgarischen und türkischen Truppen. Sogar die Kirchenbänke und die aus Deutschland bezogene Orgel wurde von den Türken zerhauen und verbrannt; Leuchter sowie Kirchen- und Gemeindebücher, die die Leute vergraben hatten, wurden auch entdeckt

geraubt oder vernichtet.

Eine Frau, die allein auf den Friedhof gegangen war und ein Grab geöffnet hatte, legte ein kleines Kistchen mit ihren Wertsachen hinein, und das war das einzige, das nicht von den Plünderern entdeckt wurde. Bei ihrer Rückkehr fanden die Frauen eingeschlagene Fensterscheiben, ausgehängte Türen und zerschlagene Möbel vor. Getreide und Futter waren aus den Scheunen hinausgeworfen und die Schweine von den Türken erschossen worden. Nun lagen sie auf den Höfen herum. Rinder und Geflügel waren weg. Wie später im zweiten Weltkrieg waren es auch diesmal die Frauen, die ohne ihre Männer für das nackte Überleben ihrer Familien sorgen mußten. Zum Glück wurde Fachria bereits im September 1916 von den deutschen Truppen besetzt. Es gab einen Ortskommandanten, an den sich die Frauen in ihrer Not wenden konnten und der ihnen nach Möglichkeit auch half.

Mit Unterstützung der deutschen Besatzungsgruppen konnten die Frauen - soweit noch Saat vorhanden war - bereits im Frühjahr 1917 wieder etwas Getreide anbauen. Wo Pferde fehlten, wurden sie von der Besatzung zur Verfügung gestellt. Diese mußten jedoch im Herbst wieder abgeliefert werden. Es herrschte große Not und viele hatten nichts zu essen. Als nach Kriegsende die Männer wieder heimkamen, begann für die Fachrier ein neuer Lebensabschnitt. Es wurde wieder unermüdlich gearbeitet und aufgebaut. Dort wo Väter und Söhne ausblieben, hatten es die Familien besonders schwer. Bei manchen hielt die Not bis zur Umsiedlung 1940 an.

Die deutsche Besatzung machte 1918 von allen deutschen Dörfern im Kreis Konstanz eine Bestandsaufnahme nach dem Stand vom 1. August 1916. Danach hatte Fachria folgenden Personen- und Besitzstand: 207 Personen über 10 Jahre, 99 Kinder unter 10 Jahre. 765 ha eigenes und 1081 ha gepachtetes Land. 38 ha Weingarten, 316 Pferde, 381 Stück Hornvieh, 190 Kälber, 492 Schweine, 87 Schafe und 4009 Geflügel. Das war der Personen- und Besitzstand, den die Fachrier seit der Dorfgründung vor 40 Jahren bis zum 1. August 1916, also kurz vor dem ersten Weltkrieg erreicht hatten.

Und nun war ihnen, nachdem die Front über das verlassene Dorf hinweggezogen war, von aller Habe, außer dem Land, den zertrümmerten Häusern und Wirtschaftsgebäuden, nichts aber auch gar nichts mehr geblieben.

In rumänischer Internierung sind gestorben: Jakob Kraus, Immanuel Kraus, Karl Nagel, Johannes Führer, Daniel Pohl, August Banko, Gottfried Stiller, Adolf Stiller, Ferdinand Broneske, Jakob Kercher, Johann Kercher, Immanuel Fruck, Martin Dermann, Johann Dermann und Karl Werner.

An der Front sind gefallen: Johann Habermann, Simon Hausch, Johann Klatt, Philipp Führer und Johann Dermann. Vermißt wurden: Wilhelm Hausch, Wilhelm Brenner, Heinrich Habermann.

Sitten und Bräuche bei den deutschen Kolonisten in Fachria

Die deutschen Kolonisten in der Dobrudscha waren sehr fromm und führten ein strenges christliches Leben. Diesem strengen Glauben haben wir es zu verdanken, daß wir in der Dobrudscha hundert Jahre lang deutsch geblieben sind, obwohl wir weit verstreut in den einzelnen Dörfern mit Rumänen, Türken, Bulgaren und anderen Nationen zusammenlebten. Man kann sich heute in einer Zeit, wo man schon mehr europäisch denkt, kaum vorstellen, was für strenge Maßstäbe man gerade in bezug auf den Glauben angelegt hatte.

Galt es doch damals noch fast als ein Familienunglück, wenn ein Sohn oder eine Tochter sich mit einem Partner aus einer fremden Nation, der einen anderen Glauben hatte, verheiratete.

Durch diesen strengen Glauben haben wir neben unserer deutschen Sprache, auf die wir sehr stolz waren, auch unsere Sitten und Bräuche beibehalten. Über diese Sitten und Bräuche, die in Deutschland kein Mensch rührte, mehr kennt, die aber bei uns in der Dobrudscha bis 1940 erhalten blieben, darüber will ich, soweit es mir nach so langer Zeit noch möglich ist, berichten.

Geburt und Taufe

Bei uns wußten die Kinder nichts anderes, als daß die „Poppes“ (Babys) der Storch bringt. Er packte sie am Bauchnabel und läßt sie durch den Kamin ins Zimmer fallen. Die Hebamme fängt das Kind mit der Schürze auf. Und da es durch den Kamin kommt, muß es auch gleich gebadet werden.

Solche und ähnliche Geschichten über die Geburt eines Kindes wurden den Kindern erzählt. Dabei wurde strikt darauf geachtet, daß sie ja nichts anderes darüber erfahren, denn alles andere wäre ja unsittlich und im höchsten Maße unmoralisch, ja sogar unverantwortlich den Kindern gegenüber gewesen. Nach einem alten überlieferten Glauben durfte sich bei uns eine Frau während der Schwangerschaft nicht erschrecken. Hat sich eine schwangere Frau zum Beispiel vor einer Maus erschreckt, bekam das Kind an der Stelle, wo die Frau sich während des Schreckes mit der Hand berührte, ein Muttermal. Daß an diesem Glauben etwas Wahres dran sein könnte, glaubten noch viele Frauen bis zur Umsiedlung.

Die Kinder wurden damals alle zu Hause geboren, und das waren in der damaligen Zeit nicht wenige. In jedem Dorf gab es einige Hebammen; sie wurden auch „Großmutter“ genannt. Eine besondere Ausbildung hatten sie nicht. Ihr Wissen haben sie sich aus der Überlieferung angeeignet. Aber trotzdem waren die Neugeborenen und auch die Wöchnerinnen von ihnen immer gut versorgt.

Kam in den ersten Tagen ein Mann zu einer Wöchnerin in die Stube, wurde ihm die Mütze weggenommen, und er bekam sie erst wieder, wenn er eine Flasche Schnaps brachte. Der Schnaps wurde damals bei den Wöchnerinnen auch als eine Art Medizin betrachtet.

Eine Wöchnerin durfte bei der Geburt eines Bubens sechs Wochen und bei einem

Mädchen vier Wochen lang nicht über die Hofgrenze gehen. Der erste Gang, den sie machte, war in die Kirche. Damit das Kind nicht „verrufen“ (verhext) wurde, nähte man ihm eine rote Schleife in das Häubchen.

War ein Kind bei der Geburt sehr krank, und es war kein Pfarrer oder Lehrer zu erreichen, durfte es, damit es nicht ungetauft stirbt, von den Hebammen oder von einem anderen Christen getauft werden.

Sonst wurden die Kinder vom Lehrer, der gleichzeitig Küster war, oder Pfarrer nach einigen Wochen getauft. Die Taufe wurde anschließend an den Gottesdienst gehalten. Die Leute blieben immer so lange da, bis die Taufe vorüber war. Man hatte gewöhnlich mehrere Taufpaten. Nach der Taufe wurde eine kleine Feier veranstaltet, an der die Paten und die Großeltern teilnahmen.

Die Konfirmation

Nach vollendetem 14. Lebensjahr wurden die Kinder konfirmiert. Längere Zeit vor der Konfirmation gingen sie zum jeweiligen Lehrer in den Konfirmandenunterricht. Doch die letzten zwei Wochen vor der Konfirmation war es Pflicht, daß sie vom Pfarrer unterrichtet wurden. Da es aber bis 1923 in der Dobrudscha nur die beiden Kirchspiele Atmadscha (gegründet 1849) und Konstanza (gegründet 1892) gab, die einen Pfarrer hatten, konnten die Kinder auch nur dort konfirmiert werden. Dadurch mußten die meisten Konfirmanden aus den umliegenden Gemeinden zur Konfirmation nach Konstanza gebracht werden. Da sie aber verpflichtet waren, auch an dem vom Pfarrer gehaltenen Konfirmandenunterricht teilzunehmen, mußten sie in diesen zwei Wochen in der Stadt untergebracht werden, was meist mit erheblichen Auslagen verbunden war. Das war für viele Familien, die gerade dabei waren, sich eine Existenz aufzubauen, sehr schwer, zumal es meist am nötigen Geld fehlte. Aber trotzdem hatten sie alle diese Belastung auf sich genommen, denn es durfte nicht sein, daß ein Kind nicht konfirmiert wurde.

Erst als im Jahre 1923 das Kirchspiel Kobadin und ein Jahr danach das Kirchspiel Kogealak gegründet wurde, waren diese Schwierigkeiten überwunden. Ab diesem Zeitpunkt war es dem Pfarrer möglich, die Gemeinde des Kirchspiels besser zu betreuen. Zwar konnte auch jetzt noch nicht in jeder Gemeinde eine Konfirmation stattfinden, aber es wurden zwei oder drei Gemeinden zusammengeschlossen, und die Konfirmation fand abwechselnd jedes Jahr an einem anderen Ort statt.

Die Konfirmanden wurden für die zwei Wochen immer unentgeltlich bei den Bauern im Ort untergebracht, wo die Konfirmation stattfand.

Im Konfirmandenunterricht mußte sehr viel auswendig gelernt werden, und es ging alles streng und diszipliniert zu. Keiner durfte beim Unterricht fehlen oder sich auch außerhalb des Unterrichts unanständig benehmen. Denn hatte ein Konfirmand während dieser Zeit etwas Böses angestellt, konnte ihn der Pfarrer von der Konfirmation ausschließen. Der Pfarrer hatte bei uns eine sehr große Befugnis, und er war auch die meist geschätzte und geehrte Person in der Gemeinde.

Am Konfirmationstag gab es für alle, die dazu bereit waren, das heilige Abendmahl. Nach dem strengen christlichen Glauben mußte sich jeder, bevor er zum Abendmahl ging,

mit den Leuten, mit denen er einen Streit hatte, vorher versöhnen. War das aus irgend einem Grund nicht möglich, durfte er am Abendmahl nicht teilnehmen. Da die Konfirmanden nach der Konfirmation auch gleich das heilige Abendmahl bekamen, mußten auch sie dem Pfarrer und auch dem Lehrer vorher Abbitte tun. Das taten sie meist, indem sie gemeinsam in deren Wohnung gingen. Ein jeder ging auch zu seinen Taufpaten, bat sie um Verzeihung und überreichte ihnen einen Patenbrief. Das war ein mit religiösen Szenen und Putten verziertes Blatt, das das Entschuldigungsschreiben (manchmal in Versform) enthielt. Somit blieb es den jungen, wenig redegewandten Konfirmanden erspart, ihre Entschuldigung frei vortragen zu müssen. Diese Patenbriefe sollen auch heute noch im Schwabenlände den älteren Mitbürgern bekannt sein.

Am Tage vor der Konfirmation wurde die Kirche von den Konfirmanden unter Aufsicht des Kirchenvorstehers gereinigt und mit Blumen geschmückt.

Am Konfirmationstag versammelten sich die Konfirmanden im Schulraum, der sich in den meisten Gemeinden mit der Kirche unter einem Dach befand. Und von dort kamen sie über den Schulhof in die Kirche. Der Weg, den sie gingen, war ebenfalls mit Grünem und Blumen bestreut. Der Pfarrer ging voraus, die Mädchen dahinter und dann die Buben. Dabei sangen sie das Lied: „Jesu, geh voran“.

Sobald der Pfarrer die Kirche betrat, erhob sich, wie immer, die ganze Gemeinde vom Platz. Die Konfirmanden nahmen auf den bereitgestellten Stühlen Platz, links die Mädchen und rechts die Buben. Nach einer kurzen Predigt begann der Pfarrer mit der Befragung der Konfirmanden. Bei uns wußte damals keiner, was er gefragt wird. Sie wurden alle wie in der Schule geprüft. Konnte einer eine Frage nicht beantworten, so mußte er stehen bleiben, bis der zweite, dritte oder auch vierte die Frage beantworten konnte. Erst dann nahmen alle wieder Platz. Es war für die Konfirmanden nicht leicht, vor der bis auf den letzten Platz besetzten Kirche so geprüft zu werden. Aber dadurch wurden sie auch zum Lernen angespornt.

Nach der Konfirmation mußten die Konfirmanden noch drei Jahre in die Sonntagschule gehen, oder Kinderlehre, wie wir sagten. Die Kinderlehre wurde am Sonntagnachmittag von 1-2 Uhr vom Lehrer in der Kirche abgehalten.

In der Sonntagsschule wurden die biblischen Geschichten, die man ja schon in der Schule gelernt hatte, nochmal ganz durchgenommen. Als Hausaufgabe hatte jeder eine Heftseite aus dem Biblischen Geschichtsbuch oder Neuen Testament schön sauber und fehlerfrei abzuschreiben und dem Lehrer vorzuzeigen. Fehlte einer in der Sonntagsschule, bekam er einen Minusstrich, und der kostete 10 Lei Strafe. Bevor diese Strafe nicht bezahlt war, durfte der Betreffende später nicht Taufpate oder Brautbub werden. Und wenn er bis zu seiner Hochzeit noch nicht bezahlt hatte, wurde er auch nicht getraut.

Die Kirchengemeinde hatte ihre eigenen, strengen Gesetze. Sie wurden, wenn es notwendig war, auch mit voller Härte angewandt.

Für die Buben war die Konfirmation auch aus einem anderen Grund ein besonderer Tag. Denn nach alten Sitten wurden die Schulkinder, sobald es dunkel war, durch die ältere Jugend von der Straße vertrieben. Nach der Konfirmation galten sie als „große Buben“. Sie durften sich nun, nachdem sie ihren Einstand bezahlt hatten, auch abends bei Dunkelheit auf der Straße aufhalten.

Hochzeit

Die Hochzeit war in der Dobrudscha ein Fest, das sehr groß, ja manchmal sogar zu groß und zu lange gefeiert wurde. Geheiratet haben bei uns alle jungen Leute. Man sagte: „Zu jedem Häfele gibt's auch a Deckele“. Und das war auch wahr, denn es gab keine alte Jungfer oder Junggesellen. Die Mädchen wurden nicht älter als 22-23 Jahre, mit 18-20 Jahren heirateten die meisten schon. Die Männer heirateten meist nach der Militärzeit mit 23-24 Jahren. Erwähnen muß man noch, daß sich die jungen Leute bei uns nicht schon sehr früh gebunden haben. Auch auf dem Tanz sah man nicht, daß sie paarweise zusammensaßen, oder daß immer wieder dieselben miteinander tanzten. Alles war aufgelockert, jede tanzte mit jedem. Außer ein paar Ausnahmefällen, die es auch hier gab, fühlte sich niemand schon frühzeitig fest gebunden.

Da gab es keinen Jungen und auch kein Mädchen, die schon längere Zeit vorher bei den zukünftigen Schwiegereltern auf dem Hof mitgeholfen haben, um sich, wie man so schön sagt, besser kennenzulernen und auch um festzustellen, ob man zueinander paßt.

Erst wenn ein junger Mann im heiratsfähigen Alter war, hielt er Ausschau nach einem Mädchen, das er als seine Frau haben wollte. Hatte er das Mädchen soweit gebracht, daß es ihm das Jawort gab, nahm er sich zwei Kuppelmänner, die mit ihm zu den Eltern des Mädchens gingen. Stimmt die Eltern auch zu, dann fand recht bald die Hochzeit statt.

Mitunter kamen in früherer Zeit auch Männer von anderen deutschen Dörfern zu uns und holten sich Mädchen, die sie vorher noch gar nicht gesehen hatten. In diesem Fall brachten die Kuppelmänner mit ihrer Überredungskunst erst die jungen Leute zusammen, dann gingen sie zu den Eltern des Mädchens.

Das Jawort der Eltern hing mehr vom Vermögensstand des Bräutigams ab. Hatten die Eltern zugestimmt, dann sagte man: Die beiden haben „fertig gemacht“.

Hatte ein junger Mann mit einem Mädchen aus einem anderen Ort „fertig gemacht“, dann machten den nächsten Schritt die Eltern des Mädchens. Sie fuhren zum Bräutigam auf „Bschau“, wie man das bei uns nannte. Dabei lernten sie die Eltern des Bräutigams kennen und schauten sich gleichzeitig die wirtschaftlichen Verhältnisse an. Hatte den Brauteltern die Wirtschaft und die ganze Umwelt, wo ihre Tochter hinkommen sollte, zugesagt, so wurde meist auch gleich der Hochzeitstermin festgelegt.

Wenn sich ein Freier aus einem anderen Dorf ein Mädchen aus Fachria geholt hatte, mußte er den Fachrier Buben mindestens einen Eimer Wein (10 Liter) dafür bezahlen, was der Bräutigam auch ohne Widerspruch tat, denn das war ihm seine junge Braut ja wert.

Früher wurde, wenn sich ein junges Paar gefunden hatte, erst Verlobung gefeiert und die sogenannte „Verschreibung“ gemacht. Bei der Verschreibung waren neben den Eltern und Verwandten auch der Lehrer als Schriftführer dabei. Siehe Verschreibung von dem Brautpaar Mathias und Christine Rust 1921.

Inventarium - Betr. Hochzeit vom 3. März 1921 -

Des Junggesellen Mathias Rust, Sohn des Mamuslier Bürgers Christian Rust und seiner Ehefrau Magdalena, geborene Martin, und der Jungfrau Christina Buchholz, Tochter des verstorbenen Fachrier Bürgers Wilhelm Buchholz und seiner ebenfalls verstorbenen Gattin Lydia, geborene Wolf, welche sich nach reiflicher Überlegung und mit Einwilligung der Eltern des Bräutigams, sowie der Verwandten der Braut, entschlossen haben, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Das Vermögen des Bräutigams besteht aus folgendem:

	Lei.B.
1. Ein Paar Pferde	10.000,-
2. Ein Paar Pferdegeschirre	2.500,-
3. Ein Wagen	3.000,-
4. Ein Pflug, Einschar	1.000,-
5. Eine Egge, nebst Akkerwage u. Kette	350,-
	<hr/> 16.850,-
Macht in Summa mit 2 Hektar Land	2.000,-
	<hr/> <hr/> 18.850,-

Außer dem genannten Inventar bekommen die Verlobten von der diesjährigen Aussaat je das vierte Maß. - Ferner ist zu bemerken, daß der Bräutigam 2 Hektar Akkerland als Heiratsgut bekommt.

Das Vermögen der Braut besteht aus folgendem:

1. Eine Bibel und Gesangbuch	50,-
2. Ein aufgemachtes Bett	1.500,-
3. Ein Tisch und ein Kleiderschrank	1.500,-
4. Bargeld, ausgeliehen im Dorfe	1.500,-
5. Land 15 1/2 Hektar	15.500,-
6. Ein halber Hof im Werte von	4.000,-
Macht in Summa	<hr/> <hr/> 24.000,-

Es wurde alles schriftlich festgelegt, was der Bräutigam und die Braut von ihren Eltern als Heiratsgut mitbekamen. Später gab es dann diese Verschreibung nicht mehr. Auch Verlobungen hat es bei uns in Fachria kaum noch gegeben. Es wurde, nachdem man „fertig gemacht“ hatte, so bald wie möglich geheiratet. Denn jeder wußte, daß er „gelobt wird, wenn er stirbt“, und daß er „verachtet wird, wenn er in der Heirat steht“.

Den ersten Schritt, den ein solch junges Paar, das soeben „fertig gemacht“ hat, tun mußte, war, zum Pfarrer ins Verhör zu gehen. Wenn sie nicht so lange warten wollten, bis der Pfarrer wieder turnusmäßig nach Fachria kam, so mußten sie nach Kobadin fahren.

Bei diesem Verhör wurde das junge Paar geprüft, ob es auch in der Lage war, Kinder christlich zu erziehen. Danach konnte sich das Paar in der Kirche aufbieten lassen. An drei aufeinanderfolgenden Sonntagen sollten sie aufgeboden werden. Doch geschah das meist nur an zwei Sonntagen, und am Donnerstag darauf war die Hochzeit. Das Aufgebot lautete: „Beide sind noch ehrlich-ledigen Standes (später hieß es nur noch: ledigen Standes). Wer gegen dieses Aufgebot Einspruch erheben will, kann es in der nächsten Woche beim Kirchenvorsteher tun.“

Denn konnte jemand der Braut oder dem Bräutigam irgendwas Unsittliches nachsagen, so durfte die Braut bei der Trauung keinen Brautkranz und der Bräutigam keinen Brautstrauß tragen. Solch einen Einspruch hat es aber, soweit wir uns erinnern können, bei uns in Fachria nicht gegeben.

Dagegen kam es ab und zu vor, daß der Storch das Kind zu früh brachte. Dann wurde das Aufgebot in der Kirche widerrufen. Ein solcher Vorfall war in einem Dorf, wo jeder jeden kannte, für manche Leute ein „gefundenes Fressen“, um sich den Schnabel zu wetzen. Hinter vorgehaltener Hand wurde alles Mögliche über das junge Paar geredet.

Vor der vollbesetzten Kirche das ursprüngliche Aufgebot öffentlich rückgängig zu machen, war für ein junges Paar in der damaligen Zeit einfach eine große Schande. Außerdem mußte es 1000 Lei Strafe an die Kirchengemeinde zahlen, weil es den Herrn Pfarrer angelogen hatte.

Da ich am 2. Mai 1940 im Jahre der Umsiedlung geheiratet habe, war meine Hochzeit die letzte deutsche Hochzeit in Fachria, die noch nach den damaligen Sitten und Bräuchen gefeiert wurde. Ich will daher, ohne daß ich etwas weglasse oder hinzufüge, unsere Hochzeit hier beschreiben. Auch wie ich mit meinem Kuppelmann auf die Heirat ging, will ich hier erzählen.

Ich weiß, daß damals alle heiratsfähigen jungen Männer mit Kuppelmännern auf die Heirat gingen, doch ist heute wahrscheinlich kaum jemand bereit, so offen über sich zu schreiben. Ich mache das auch auf die Gefahr hin, daß meine Enkel einmal schmunzeln, wenn sie lesen, wie die Großmutter und der Großvater sich gefunden haben.

Es war im Spätherbst 1939, ich hatte meinen Militärdienst schon beendet. Nun war also der Zeitpunkt gekommen, wo ich mich nach einem Mädchen umsehen mußte, das ich als meine Frau haben wollte. Da ich schon eine gewisse Sympathie für Erika Rösner hatte, entschloß ich mich, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Da wir uns schon gut kannten, war sie auch bald bereit, mit mir den Bund fürs Leben zu schließen. Nur hatte Erika, da sie noch jung war, Bedenken, ob sie schon heiraten dürfe.

Nun nahm ich mir, wie es Brauch war, einen Kuppelmann, und zwar war es Friedrich Schmidt. Ich nahm ihn mir deshalb, weil ich wußte, daß er gute Beziehungen zu meinem zukünftigen Schwiegervater hatte.

Gewöhnlich nahm man sich zwei Kuppelmänner, da wir aber in unmittelbarer Nachbarschaft wohnten und die Familie Rösner meine Eltern und mich gut kannten, nahm ich mir nur einen. Friedrich Schmidt sagte mir folgendes: „Um zu vermeiden, daß Rösners gerade Besuch haben, wenn wir hinkommen, oder daß Besuch kommt, während wir dort sind, gehen wir erst nach 22 Uhr hin.“ Das „auf die Heirat gehen“ war immer eine ganz geheime Sache, denn es konnte ja sein, daß man einen Korb bekommt, und das sollte

nicht gleich jeder wissen.

So war es schon ziemlich spät, als ich mit meinem Kuppelmann zu der Familie Rösner kam, um sie um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Den Kettenhund hatte Erika, die ja wußte, daß wir kommen, vor dem Schlafengehen eingesperrt. So konnten wir unbemerkt auf den Hof kommen. Während Friedrich Schmidt zu der Familie Rösner ins Zimmer ging, blieb ich im Vorraum zurück.

Es dauerte eine Weile, bis Friedrich Schmidt der Familie Rösner alles erklärt hatte und sie damit einverstanden war. Dann wurde Erika geweckt, und Friedrich Schmidt brachte sie zu mir in den Vorraum. Wir unterhielten uns noch ein Weilchen, dann traten wir Hand in Hand vor ihre Eltern und ich bat sie, mir Erika zum Weibe zu geben. Darauf sagte auch Erika zu ihren Eltern, daß wir heiraten möchten und bat um ihr Jawort. Ihre Mutter bemerkte dann, daß sie erst 18 Jahre sei und sie daher noch nicht damit gerechnet habe, daß sie schon heiraten wolle. Sie stimmten dann aber doch zu. Herr Rösner holte eine gute Flasche Wein, wir tranken miteinander und unterhielten uns noch, bis wir dann nach Hause gingen. Bis zum nächsten Abend wußte es das ganze Dorf, das wir „fertig gemacht“ hatten. Unter normalen Umständen hätten wir in ein paar Wochen Hochzeit gemacht. Auf diese schnelle Art hatten sich bei uns die meisten jungen Leute gefunden und auch gleich geheiratet.

Ohne ein vorheriges langes „Zusammengehen“ und „Kennenlernen“. Und es ist bemerkenswert, daß es in Fachria, so weit wir uns erinnern können, von all den vielen so geschlossenen Ehen keine einzige Scheidung gegeben hat.

Da ich aber im Zuge der Mobilmachung schon nach einer Woche zur rumänischen Wehrmacht eingezogen wurde, verschob sich unsere Hochzeit um ein halbes Jahr, als ich auf einen langen Urlaub nach Hause kam.

Am 28. April 1940 wurden wir standesamtlich getraut und am 2. Mai fand die kirchliche Trauung und damit auch die Hochzeit statt.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. Als erstes suchten wir uns einen Brautvater und eine Brautmutter, welche gewöhnlich ein Ehepaar waren. Dann wurden einige Brautbuben und Brautmädchen aus dem engen Bekannten- und Verwandtenkreis ausgewählt; die Zahl derer war unterschiedlich. Wir hatten auf unserer Hochzeit vier Pärchen.

Am Dienstag vor der Hochzeit war der Bändelabend. Da kamen die jungen Leute, die man als Brautbub und Brautmädchen gebeten hatte, im Hochzeitshaus zusammen. Es wurde besprochen, wer mit wem gehen soll, und zugleich wurde die Reihenfolge bestimmt, wie sie sich im Hochzeitszug einzureihen hatten. Da gab es öfters Unstimmigkeiten, weil meistens jeder der erste, aber keiner der letzte sein wollte. Denn es galt als eine Ehre, im Hochzeitszug gleich hinter dem Brautpaar zu gehen. Dazu kam noch, daß die Sitzreihenfolge bei Tisch im Hochzeitshaus dieselbe war. Diese undankbare Einteilung, wer der erste, zweite, dritte und letzte sein sollte, fiel uns als Brautpaar zu.

Einladung der Gäste

Am Mittwoch, also einen Tag vor der Hochzeit, wurden die Gäste eingeladen. Dies war die Aufgabe der ersten beiden Brautbuben mit ihren Mädchen. Die Brautbuben waren schon am Bündelabend von ihren Brautmädchen geschmückt worden. Sie trugen ein rotes oder blaues Band um die Schildmütze, ein Sträußchen aus Wachsblumen an der Brust und an der Mütze. Beide hatten einen „Kantschuck“ (Nagaika) in der Hand. Dies war eine recht dicke Peitsche, die aus zwölf Lederriemen geflochten war; sie hatte eine Länge von ca. 50 cm. Diese Peitsche war an einem etwas dickeren, ca. 30 cm langen Stiel festgemacht. Der Stiel war auch mit Lederriemen überflochten und mit Messingkopfnägeln, die zugleich als Zierde galten, festgemacht. Am Ende dieses Stiels befand sich eine Schlaufe, die über die Hand gezogen wurde. Dieser „Kantschuck“ war mit verschiedenfarbigen Bändern und Taschentüchern geschmückt.

Jeder Brautbub hatte auch eine Pistole bei sich. Die Brautmädchen trugen Wachskränzchen auf dem Kopf und ein Sträußchen aus Wachsblumen an der Brust. Außerdem hatten sie einen Waschkorb in der Hand, der mit einem weißen Tuch überdeckt und mit bunten Bändern geschmückt war.

Mit einem Schuß, den die Brautbuben noch vor dem Hochzeitshaus abfeuerten, begannen sie mit dem Einladen der Gäste. Der erste Brautbub hatte eine Liste mit den Familien, die eingeladen werden sollten. Bei jedem Gast gaben die Brautbuben, sobald sie den Hof betraten, einen Schuß ab. Nun trug der erste Brautbub eine längere, überlieferte Einladungsbitte vor:

*„Wir kommen hereingeritten,
Ach nein, wollt ich sagen,
wir kommen hereingeschritten.
Wir haben unsere Schwarzbraune draußen steh'n
und kommen herein zu Fuße geh'n.
Wir sind ein paar ausgesandte Boten,
ausgesandt von Braut (Erika Rösner) und Bräutigam (Theophil Hopp)
Euch einzuladen auf ihre Hochzeit.
Die wird am nächsten (Tag) 2. Mai
und das wird morgen sein (im Haus der Brauteltern).
Habt Ihr ein Glas Wasser,
das wir Euch brav lassen;
habt Ihr ein Glas Wein,
schenket's uns gleich ein.
Oder habt Ihr ein schönes Töchterlein ?
Das soll unsere größte Freud und Wonne sein.“
(Jahrbuch 1965)*

In Fachria wurde manchmal aber auch nur mit folgendem kurzen Verschen eingeladen:

*„Deswegen sind wir gekommen,
Deswegen sind wir da.
Daß ihr auf die Hochzeit kommen,
Sagt bitte alle ja. “*

Während der erste Brautbub die Gäste einlud, schaute sich der zweite im Haus nach Zucker um. Fand er keinen, bat er die Hausfrau darum, die ihm dann auch meist welchen gab. Wenn er jedoch die Zuckerbüchse selber fand, nahm er den ganzen Inhalt mit. Mit dem Zucker wurde den Brautmädchen am Hochzeitstisch der Wein gesüßt.

Das erste Brautmädchen notierte alles, was sie von jeder Familie an Besteck, Schlüssel, Tellern und alles, was man für so ein Fest brauchen konnte, mitgenommen hatte. Nun wurde ihnen auch ein Glas Wein oder Schnaps angeboten, und dann ging es weiter. War der Korb voll, gingen sie zurück ins Hochzeitshaus, um ihn zu leeren und machten dann weiter, bis alle Gäste eingeladen waren.

So war es in den früheren Jahren, später wurde das Geschirr aus der Stadt geliehen. Die Brautbuben des zweiten und dritten Paares mußten die nötigen Tische und Stühle von den bereits geladenen Familien „zusammenfahren“. Dazu wurden immer die besten Pferde genommen, die mit Papierrosen und verschiedenfarbigen Bändern und Taschentüchern geschmückt waren. Durch das Gejohle und das Pfeifen und Singen wurden die Pferde meist so wild, daß sie kaum noch zu halten waren.

Um zehn Uhr holten die Brautbuben mit dem Wagen den Spielmann, es war Daniel Wolf aus Tariverde, von dem 3 km entfernten Bahnhof Mircea-Voda ab. Sie kamen vom Ortsende des Dorfes und fuhren spielend und singend durch das ganze Dorf. Zwar hatte man es schon vorher immer wieder schießen hören, doch der richtige Auftakt zu unserer Hochzeit wurde erst dadurch gegeben.

Am Abend vor der Hochzeit war der Polterabend. Da trafen sich die jungen Leute im Hochzeitshaus, wo getanzt und gesungen wurde. Das ging aber wie fast immer nur bis zehn Uhr, dann war Schluß. Denn die Hochzeit stand ja noch bevor, und da ging es ja die ganze Nacht hindurch.

Unsere Trauung fand am 2. Mai um 11 Uhr statt. Die Braut war bereits gekrönt; sie trug einen Kranz und einen Schleier. Auf beiden Seiten ging ein Silberstrang (Lametta) herunter, und in der Hand trug sie einen Blumenstrauß.

Ich trug als Bräutigam einen schwarzen Anzug und an der linken Brust einen Strauß. Die Hochzeit fand im Hause der Brauteltern statt. Bevor wir zur Trauung gingen, saßen wir im Hochzeitshaus bei Kaffee und Kuchen zusammen; es wurde auch noch eine kleine Andacht gehalten. Bevor wir dann hinausgingen, um uns in den Hochzeitszug einzureihen, gaben wir unseren Eltern die Hand und baten um Verzeihung für all die Mühe und Sorgen, die wir ihnen bereitet hatten. Dabei flössen bei meiner Braut die Tränen, denn für sie war es ja auch ein schwerer Schritt ins Leben: Sie mußte nach dieser Hochzeit das Elternhaus verlassen und auf einen anderen Hof zu anderen Eltern ziehen.

Nachdem sich alle in den Hochzeitszug eingereiht hatten, trat der erste Brautbub vor,

bat um Ruhe und sagte dann die nun folgende Reisebitte:

*Zum Reisen sind wir nun bereit,
der Engel Gottes uns begleitet,
wie Tobias auf seinen Reisen;
möge uns Gott den Weg auch weisen.
Auf seiner Kopulation,
da wollen wir vor Gottes Thron
in wahrer Andacht vor ihn treten
und in stiller Demut beten,
er möge dies verlobte Paar
erhalten jetzt und immerdar.
Nun, ihr Brautbuben,
sollte eure Pistole nicht fertig sein,
so soll mein Schuß der erste sein.*

Er feuerte nun seinen Schuß ab, trat zur Seite und der Hochzeitszug konnte sich in Bewegung setzen.

Ganz vorne, mit einem größeren Abstand, ging der Spielmann. Es folgten die Braut und der Brautvater. Dahinter kam ich und die Brautmutter. Die Männer gingen rechts von den Frauen. Und dann kamen paarweise der Reihe nach die Brautbuben und die Brautmädchen und anschließend die geladenen Gäste. So ging der Hochzeitszug mit Musik bis zu einer Hofstelle vor der Kirche. Dort ging der Spielmann auf die Seite und ließ den Zug an sich vorbei in die Kirche gehen. Er wartete, bis die Trauung zu Ende ging und der Hochzeitszug wieder aus der Kirche herauskam. Auf dem Hinweg zur Kirche gaben die Brautbuben hin und wieder einen Schuß ab.

In Fachria beobachtete man die Kerzen auf dem Altar während der Trauung. Man glaubte nämlich, daß der Teil des Brautpaares eher sterben würde, auf dessen Seite die Kerze schneller abbrannte.

Einmal habe ich als Junge bei einer Trauung beobachtet, daß die Kerze auf der Seite des Bräutigams eher abgebrannt ist. Und er starb dann auch tatsächlich noch als junger Mann vor seiner Frau. Das war natürlich für die vielen Leute, die das auch beobachtet hatten, eine willkommene Bestätigung, daß an diesem alten Glauben etwas Wahres dran ist.

Man beobachtete auch, wer von den Brautleuten beim Hinausgehen aus der Kirche zuerst über die Türschwelle trat, denn man glaubte, er würde in der Ehe das Sagen haben.

Beim Hineingehen wurde das Lied „Jesu, geh voran“ gesungen. Vor dem Altar standen die Brautmädchen links von der Braut und die Brautbuben rechts vom Bräutigam. Am Schluß der Trauung wurde das Lied „So nimm denn meine Hände“ gesungen. Beim Hinausgehen wurden die Seiten gewechselt, nun gingen die Männer links von den Frauen. Auf dem Heimweg gaben die Brautbuben immer wieder Schüsse aus ihren Pistolen ab.

An der Tür des Hochzeithauses standen die Schenker mit einem Laib Brot, einer Zwiebel und einer Flasche Schnaps in der Hand. Davon sollten wir als Brautpaar zuerst abbeißen, bevor wir hineingingen. Auch ein Gläschen Schnaps wurde uns angeboten.

Diese Gelegenheit nahmen die Gäste wahr, um uns zu gratulieren und uns zu dem neuen Schritt ins Leben viel Glück zu wünschen.

Danach gingen alle ins Hochzeitshaus und nahmen an den bereitgestellten Tischen Platz. Der Brautvater und die Brautmutter, die Brautbuben und Brautmädchen hatten ihre reservierten Plätze links und rechts von uns eingenommen. Wurde der Braut während des Essens der Schuh gestohlen, so mußten die Brautbuben und der Brautvater, die dafür verantwortlich waren, den Schuh wieder zurückkaufen, was natürlich eine Stange Geld kostete. Um das zu vermeiden, hatten sie schon - wie es sonst nunmehr Sitte war - bevor sie das Hochzeitshaus betraten, das Geld zusammengelegt, um den Schuh zu bezahlen. Nachdem sie nun am Tisch Platz genommen hatten, stand der erste Brautbub auf, bat um Ruhe und sagte: „Hier ist das Geld für den Schuh der Braut“, dabei nannte er die Summe, „Wer ihn stiehlt, muß die Summe verdoppeln.“ Das Geld bekam die Braut.

Dann begannen die Aufträger, das Essen zu bringen. Da es aber bei uns in Fachria bei den Bauern der Brauch war, daß schon in der Früh vor dem Kaffeetrinken ein jeder einen Schnaps, und zwar einen Selbstgebrannten Weinbrand, zu sich nahm, bekamen auch hier alle Gäste vor dem Mittagessen ein Gläschen serviert.

Das Essen war nicht nur bei uns, sondern überall auf den Hochzeiten sehr gut. Da es jedoch auf den einzelnen Hochzeiten immer verschiedene Mahlzeiten gab, will ich sie hier nicht alle aufzählen. Nur zwei Speisen, die es auf jeder Hochzeit gab, sind zu erwähnen. Nämlich die Vorspeise, eine Hühnersuppe, die aus selbstgemachten Suppennudeln bestand, und die Nachspeise, dicker Milchreis mit viel Zucker und Zimt. Ich glaube, daß kaum eine Hochzeit in Fachria gefeiert wurde, wo es diese zwei Gerichte nicht gab.

Nach dem Mittagessen unterhielten sich die Gäste, dazwischen wurden gemeinsam Lieder gesungen und Gedichte vorgetragen. Und nach dieser kleinen Unterhaltung gingen wir dann, wie es Sitte in Fachria war, mit der ganzen Hochzeitsgesellschaft im Ort spazieren. Dabei ging der Spielmann voraus, dahinter kamen die Aufträger und Schenker. Sie hatten eine weiße Schürze vorgebunden und über der Schulter ein weißes Handtuch hängen. Um den einen Oberarm hatten sie ein rotes, um den anderen ein blaues Band gebunden und an der Brust ein Sträußchen festgemacht. In der Hand hielten alle eine volle, mit einem Band geschmückte Weinflasche. Mit etwas Abstand kam das Brautpaar und dahinter Brautmutter und Brautvater. Anschließend folgten paarweise die Brautmädchen mit den Brautbuben und zuletzt die Gäste. So gingen wir mit der Musik jauchzend, pfeifend und singend durch das Dorf. Der überall bekannte Fachrier Wein hatte seinen Teil schon dazu beigetragen, daß jeder ein bißchen aus sich herausging und somit eine richtige Hochzeitsstimmung vorhanden war. Wie jedesmal, wenn eine Hochzeit durchs Dorf zog, kamen die Leute heraus, um sich die Braut und den Hochzeitszug anzuschauen. So standen an jedem Hoftor mehrere Zuschauer. Während der Hochzeitszug sich fortbewegte, erschien plötzlich ein junger Mann mit einem Eimer voll Wasser und schüttete ihn vor das Brautpaar über die Straße. Nach in Fachria noch vorhandenem Brauch sollte das dem Brautpaar Glück bringen. Sofort gingen die Schenker auf ihn zu und boten ihm ein Glas Wein an. Das wiederholte sich, während wir durchs Dorf gingen, noch ein paarmal. Zwischendurch kehrten wir bei Verwandten und guten Freunden auf einen kurzen Besuch ein. Da das Wetter schön war, wurde auf dem Hof getanzt. Der Bitte, ins Haus zu kommen,

folgten das Brautpaar, dann die Brautmutter und der Brautvater und engere Verwandte. Die Schenker hatten die inzwischen leergewordenen Flaschen wieder gefüllt, und es ging weiter. Dadurch, daß das Dorf sehr lang war und wir auch mehrmals einkehrten, vergingen ein paar Stunden, bis wir ins Hochzeitshaus zurückkamen.

In der Zeit nach dem Kaffeetrinken bis zum Abendessen hatte Spielmann Wolf Musik gemacht, und dabei sangen wir einige Lieder. Daniel Wolf, der nicht nur ein guter Musiker, sondern auch ein guter Humorist war, brachte durch seine Einlagen die Gäste immer wieder zu kräftigem Lachen und Sorgte für eine gute Stimmung.

Nach dem Abendessen wurde der mittlere Saal, auch Gang genannt, geräumt, und der Tanz begann. Es tanzten nicht nur die Jugendlichen, sondern alle jungen Eheleute. Die älteren Gäste fanden eine Freude daran, dabeizusitzen und zuzuschauen. So gab es in den letzten Jahren in Fachria kaum eine Hochzeit, bei der nicht getanzt wurde.

Man betrachtete das Tanzen nicht mehr als eine Sünde, wie es früher in manchen Familien der Fall gewesen war.

Vor Mitternacht wurde nach alter Sitte die Braut abgetanzt. Jeder, der mit der Braut tanzen wollte, zahlte einen gewissen Betrag. Dabei war es so, daß der erste Tanz am meisten kostete und die anderen dann immer weniger. Das ganze dauerte aber nicht sehr lange, denn man machte es nur, um die vorhandene Sitte zu pflegen.

Nach Mitternacht wurde die Braut abgekränzt. Die Brautbuben und Brautmädchen bildeten mit der übrigen Jugend einen Kreis. In der Mitte des Kreises saß auf einem Stuhl der Bütigam und auf seinem Schoß die Braut. Nun sang die Jugend, während sie sich im Kreis bewegte, das Lied „Schön ist die Jugend“. Meistens wurde das „Abkränzlied“ gesungen. Dann traten zwei Frauen in den Kreis und kränzten die Braut ab. Immer standen schon ein paar kräftige junge Männer neben dem Kreis. Sie warteten darauf, das Brautpaar nach dem Abkränzen sofort mit dem Stuhl hoch an die Decke zu heben. Das gelang ihnen aber nicht immer, weil der Bräutigam meist schnell vom Stuhl aufstand. Ich blieb aber ruhig sitzen, und so wurden wir unter „Hoch, hoch, hoch sollen sie leben!“ bis an die Decke hochgehoben.

Die Mädchen bildeten jetzt einen Kreis, in dessen Mitte die Braut mit zugebundenen Augen stand. Nun drehten sich die Mädchen im Kreis ein paarmal rechts herum und die Braut einige Male nach links, und dann blieben alle stehen. Nun ging die Braut auf ein Mädchen zu und setzte ihr den Kranz auf. Dieses Mädchen, so hieß es, wird die nächste Braut sein. Dabei wurde vor allem dann immer viel gelacht, wenn es ein Mädchen traf, von dem man wußte, daß es auch bald heiraten würde.

Nachdem alle wieder tanzten, versuchten meine Frau und ich, heimlich zu verschwinden. Während sie zur hinteren Tür hinausging, kam ich unbemerkt durch die Vordertür des Hauses, und wir trafen uns draußen. Niemand sollte wissen, wohin wir gehen. Nach einer alten Sitte wurde das Brautpaar von dem Ort, wo es geschlafen hatte, mit einem vierspännigen Wagen abgeholt und zurück ins Hochzeitshaus gebracht.

In der Früh, als es draußen noch ganz dunkel war, stand meine Frau auf und sagte, nun mußten wir aber machen, daß wir verschwinden, da wir sonst abgeholt werden.

Dieser alte Brauch war aber auch einer von denen, über die zwar noch viel gesprochen, aber nur noch selten ausgeführt wurde.

Da ich großes Interesse an den alten Sitten und Bräuchen hatte, dachte ich, wenn ich nunmal heirate, so sollte ich diesen alten Brauch wieder zum Leben erwecken.

Und darum stand ich, trotz ständigem Drängen meiner Frau, nur ganz langsam auf und zog mich auch in aller Ruhe an um so das Ganze hinauszuzögern.

Da hörten wir auch schon die Klänge einer Ziehharmonika und die Burschen, die mit Geschrei und Gejohle in rasendem Tempo auf den Hof gefahren kamen. Es sprangen gleich zwei junge Männer ab, um uns abzuholen. Als sie anklopften, machte ich ihnen gleich auf. Sie hatten die ganze Nacht gefeiert und getrunken und kamen daher wie ein Überfallkommando hereingestürzt. Ich hatte große Mühe, sie zu beruhigen. Nachdem ich ihnen aber erklärt hatte, daß wir bereit seien, mitzugehen, waren sie zufrieden. Als wir auf den Wagen stiegen, war es schon hell. Es war aber nicht so, daß man aus Maisstengeln, Weinreben oder sogar Dornen, nur mit einer Decke bedeckt, eine Sitzfläche geschaffen hatte, wie es immer erzählt wurde. Wir konnten uns auf einem ganz bequemen Sitz niederlassen. Und dann ging es los. Zuerst fuhren wir die oberste Häuserzeile entlang zum Ortsende des Dorfes, bei Friedrich Lenz bogen wir in die Hauptstraße ein und fuhren in rasendem Tempo spielend und trommelnd weiter.

Auf meinen Wunsch hin bogen wir in den Hof meines Kuppelmannes ein, wendeten und blieben vor der Haustür stehen. Mit Friedrich Schmidt, der auch gleich herauskam, tranken wir einen Schnaps, und die Fahrt ging wieder weiter.

Wir kehrten noch bei zwei Familien ein und fuhren dann wieder ins Hochzeitshaus zurück, wo die Feier hauptsächlich mit den älteren Leuten weiterging.

Diese für uns sehr waghalsige Fahrt werden wir nie vergessen. Die Pferde waren durch das Spielen, Jauchzen, Trommeln und Pfeifen so wild geworden, daß sie kaum noch zu halten waren. Zum Glück saß auf einem der vorderen Pferde ein junger Mann, der schon bei der Kavallerie gedient hatte, und er hatte die zwei vorderen Pferde fest im Griff.

Bei denjenigen, die damals bei dieser Fahrt dabei waren, wird diese alte Erinnerung ein freudiges Lächeln hervorrufen.

Und jeder wird sagen, es hat bei uns daheim doch sehr schöne Zeiten gegeben, wenn wir auch im Sommer, hauptsächlich beim Dreschen, sehr schwer arbeiten mußten. Im Winter, wenn alles zugefroren war, hatten wir doch nichts anderes zu tun, als das Vieh und die Pferde zu versorgen.

Und da unter normalen Umständen die Hochzeiten nur im Herbst oder Winter stattfanden, wurde eine solche Hochzeit meist einige Tage lang gefeiert.

Nach guter alter Sitte blieb das junge Paar ein Jahr bei den Eltern des Bräutigams auf dem Hof. Es arbeitete dort mit und bekam dafür einen gewissen Teil von der gesamten Ernte, meist war es ein Drittel. Im Spätherbst, wenn auch die Maisernte eingebracht war, zog es gewöhnlich ins eigene Haus um. Entweder hatten die Eltern das Haus schon vorher gekauft, oder die Vermählten bauten es sich im Laufe des Jahres durch Mithilfe der beiden Elternteile selbst. War eigenes Land vorhanden, erhielten der Mann und die Frau von ihren Eltern ein paar Hektar. Außerdem brachte der Mann Pferde, Wagen und sonstige landwirtschaftliche Geräte mit. Die Frau bekam als Aussteuer Kühe, Geflügel, Möbel, Bettwäsche und sonstige für den Haushalt notwendige Gegenstände. Brotgetreide, Futter

für das Vieh, Samen und auch etwas Bargeld hatten sie ja schon vom Teil ihrer Eltern. So fingen sie dann an, selbständig zu bauern. Das noch notwendige Land pachteten sie dazu.

Fast alle jungen Leute in Fachria wurden Bauern, nur selten hatte einer ein Handwerk erlernt.

Allgemein zu den Hochzeiten möchte ich noch folgendes sagen.

Auf die Hochzeit geladen wurden die Verwandten, Freunde und gute Bekannte, und vor allem durften die Nachbarn nicht fehlen. Sie wurden auch zu kleinen Feiern, wie silberne Hochzeit oder Geburtstag, geladen. Wenn eine Familie geladen war, waren alle dabei, Großvater, Großmutter, Kinder, Knecht, Magd und alle, die auf dem Hof lebten. Es wurden von einer Familie nie einzelne Personen eingeladen.

Die Hochzeit wurde meist im Hause der Braut gefeiert. Die Kosten für das Fest wurden zu gleichen Teilen von den Eltern der Braut und des Bräutigams bezahlt.

Nach altem Brauch hatte jede Familie, die eingeladen war, am Abend vor der Hochzeit ein geschlachtetes, geputztes und ausgenommenes Huhn ins Hochzeitshaus gebracht. Außerdem wurde für unsere Hochzeit ein Schwein und ein Rind geschlachtet. An Getränken hatten wir ein Faß mit 300 Litern Wein und ein Fäßchen mit 50 Litern Schnaps bereitgestellt. Ob der Wein gereicht hat oder ob nachgefüllt wurde, weiß ich nicht mehr. Aber als ich nach der Hochzeit nach dem Schnapsfäßchen geschaut habe, war nur noch etwas mehr als ein Liter darin.

Seither sind schon 55 Jahre vergangen, und wir haben nach dem letzten Krieg einen bisher noch nie dagewesenen Wohlstand erreicht. Wenn man aber die damaligen Hochzeiten mit denen in unserem heutigen Wohlstand vergleicht, dann wurde bei uns geradezu verschwenderisch gefeiert.

Als Begründung gab man damals an, man heirate auch nur einmal. Und so war es auch im wahrsten Sinne des Wortes. Denn es gab in Fachria keine Ehescheidung, es sei denn, der Lebensweg wurde gewaltsam durch den Tod eines Ehepartners geschieden.

Wenn damals auf unserer Hochzeit jemand gesagt hätte, daß wir alle noch im selben Jahr unser Dorf verlassen würden, hätte ihn jeder für verrückt erklärt. Und doch ist es so gekommen, daß, noch bevor der Winter einzog, sich keine einzige deutsche Seele mehr in Fachria befand. Wir wußten damals auch noch nicht, daß wir das letzte Brautpaar sein werden, das noch nach alter Sitte nach der Hochzeitsnacht vierspännig durch das schöne deutsche Dorf fahren durften.

Das Osterfest

Zu den vielen Vorbereitungen auf das Osterfest gehörte auch das Eierfärben. Es wurden in Familie hundert und noch mehr Eier gefärbt, die man während der Feiertage den Gästen neben verschiedenem Gebäck, geräucherten Gänseschenkeln und vielen anderen guten Sachen anbot.

Früher färbte man die Eier mit Nußbaumblättern, Zwiebelschalen, Kaffeersatz usw., später hat man die vielen Farben im Laden gekauft. Auch wurde manchmal die Jahreszahl, Namen oder Figuren mit Wachs auf die Eier gemalt.

Dem Osterfest ging die Karwoche mit Gründonnerstag und Karfreitag voraus. Der

Gründonnerstag war bei uns ein Feiertag, den man so nach und nach abschaffen wollte. Die Bauern fuhren an diesem Tag zwar nicht aufs Feld, doch zu Hause auf dem Hof wurden alle möglichen Arbeiten verrichtet. So hatte es sich dann eingebürgert, daß manche Hausfrau an diesem Tag die Eier färbte.

Doch dann kam zum Glück eine große Wende: Man hatte bei uns in Fachria den Gründonnerstag zum Konfirmationstag gemacht und dadurch wurde er zu einem großen Festtag erhoben und das blieb so, bis wir umgesiedelt wurden.

Karfreitag, auch Stillfreitag genannt, war der heiligste Feiertag des Jahres. In vielen Familien wurde an diesem Tag gefastet, das heißt ohne Frühstück, Mittag- und Abendessen zu sich zu nehmen. Nach Möglichkeit gingen alle Familienmitglieder in die Kirche und am Nachmittag verhielten sie sich ruhig, indem sie in einem frommen Buch lasen.

Am Samstag machten die Kinder ihre Nestchen für den Osterhasen und zwar nicht nur zu Hause, sondern auch bei den Verwandten und vor allem bei den Paten. Die Nestchen wurden irgendwo in einem Raum auf dem Fußboden der Reihe nach mit Gras oder sonstigem Grünzeug gemacht. Das mußte natürlich unter einem offenen Fenster sein, damit der Osterhase auch herein konnte. Manche Kinder haben auch in eine Schale oder Kistchen, das mit Erde gefüllt war, ein paar Wochen vor Ostern Gerste gesät und das dem Osterhasen als Nestchen hingestellt.

Am Ostersonntag, noch vor Sonnenaufgang, versammelte sich die ganze Gemeinde auf dem Friedhof, um an der Auferstehungsfeier teilzunehmen. An diesem frühen Morgen konnte man sehen, wie die Leute von allen Seiten scharenweise dem Friedhof zuströmten, der etwas abseits auf der Höhe lag. Da der Pfarrer mehrere Gemeinden zu betreuen hatte und daher nur alle 5 bis 6 Wochen zu uns kam, hielt meist der Lehrer den Gottesdienst. Dabei wurden auch Auferstehungslieder gesungen. Am Schluß der Feier sah man viele mit gesenktem Haupte vor den Gräbern ihrer Angehörigen stehen, bevor sie dann so nach und nach den Friedhof wieder verließen.

Nach dem Frühstück kamen die Kinder, um zu sehen, was der Osterhase in ihr Nest gelegt hatte. Sie fanden neben Lebkuchen, Nüssen und sonstigen Süßigkeiten auch einige gefärbte Eier. Die Ostereier draußen im Garten im Gebüsch zu suchen, war bei uns nicht Sitte.

Nun ging ein altes Spiel, das Eierpicken unter den Kindern los. Während der eine sein Ei mit der Hand so umschloss, daß nur die Spitze des Eies herausschaute, stieß der andere sein Ei ebenfalls mit der Spitze darauf. Wessen Ei zuerst kaputt ging, war der Verlierer, denn er hatte nun ein zerbrochenes Ei und der andere frohlockte, wie stark sein Ei sei.

Der Höhepunkt für die Jugend war das Eierlesenspiel, das in Fachria jedes Jahr am zweiten Ostertag im Donautal dicht unter dem hohen Ufer stattfand. Während des Spieles saßen immer viele ältere Leute oben entlang des Ufers. Von dort aus konnten sie wie von einer Tribüne aus, alles gut übersehen, beobachten und miterleben. Ich möchte das Eierlesen, überdas in den Jahrbüchern schon ausführlich berichtet wurde, hier nicht noch einmal beschreiben. Aber, daß das Spiel bei jung und alt sehr beliebt war und man nicht einfach so darauf verzichten konnte, dazu folgendes: Im Jahr 1934 hatte der Lehrer Friedrich Hannemann einen Jugendverein gegründet. Als Vorsitzender dieses jungen Vereins

wurde Heinrich Habermann gewählt. Wir übten damals zwei Theaterstücke ein, das eine, bei dem ich mitgespielt habe, war „Die goldene Gans“. Die beiden Theaterstücke sollten am zweiten Ostertag in der rumänischen Schule aufgeführt werden. Dabei wurde von verschiedenen Leuten erwogen, das Eierlesen wegen dieser Theaterraufführung in diesem Jahr ausfallen zu lassen. Da die Jugend aber auf keinen Fall darauf verzichten wollte, ist man zu folgender Lösung gekommen: Die Theaterraufführung fand gleich nach dem Mittag in der rumänischen Schule statt und anschließend gingen alle geschlossen zum Eierlesen ins Donautal. Dort waren alle Vorbereitungen dafür schon vorher getroffen. Wie man daraus ersieht, gehörte das Eierlesen zum Osterfest und war aus dem Leben der Fachrier nicht wegzudenken.

Ich möchte behaupten, wenn es keinen Krieg gegeben hätte und wir heute noch in Frieden in unseren deutschen Dörfern leben dürften, dann würden die Kinder heute noch zu Ostern ihre Nestchen machen und auch das Eierlesen, Pfingstbaumstellen usw. wäre bis heute noch erhalten geblieben. Denn die Bräuche und Sitten, die unsere Vorfahren, als sie auswanderten, mitgenommen hatten, waren für uns ein Stück Deutschtum, auf das wir dort draußen im Ausland immer sehr stolz waren.

Christi Himmelfahrt (Heldengedenktag in Fachria)

In Rumänien war Christi Himmelfahrt zugleich auch Heldengedenktag (Ziua eroilor). Dieser Tag der Heldenehrung wurde bei uns in Fachria mehr als in den anderen deutschen Dörfern gefeiert. Dies geschah aus folgendem Grund:

Bei unserem Bahnhof Mircea Voda hatte man einen großen und von Grund auf neuen Heldenfriedhof angelegt. Es wurde eine stattliche Kapelle gebaut, ein großes Denkmal errichtet und um den ganzen Friedhof eine hohe Betonmauer gezogen. Im Jahr 1926 wurden alle im Ersten Weltkrieg in der Dobrudscha gefallenen rumänischen und auch deutschen Soldaten aus den provisorisch angelegten Friedhöfen ausgegraben und auf diesem Sammelfriedhof beigesetzt. Es war der größte und schönste Heldenfriedhof in der Dobruscha.¹

Jedes Jahr am Heldengedenktag wurde hier zu Ehren der Gefallenen eine große Feier veranstaltet, an der folgende Schulen der umliegenden Ortschaften teilnahmen: Stefan cel Mare, Asisia, Fachria, Cilibichioi und Satul Nou. An diesem Tag standen wir Kinder schon am frühen Morgen auf dem hohen Ufer und schauten, wie unten im Tal die aus Cerna Voda kommenden Soldaten mit Marschmusik in Richtung Mircea Voda vorbeimarschierten. Die Schüler gingen etwas später geschlossen mit ihren Lehrern diese kurze Strecke bis zum Heldenfriedhof zu Fuß. Unsere Eltern, die auch an dieser Feier teilnahmen, kamen mit dem Pferdewagen nach, brachten Essen und Trinken mit und campierten daneben auf der grünen Wiese. Die Schulen legten selbstgebundene Kränze und Blumen am Kriegerdenkmal nieder und trugen alle der Reihe nach Lieder und Gedichte vor.

¹Der Heldenfriedhof „Mircea cel Btrân“ in der Gemeinde Mircea Vod steht heute auf der Liste der Kulturdenkmäler im Kreis Konstanz

Der orthodoxe Pope hielt eine längere Predigt, bei der er zwischendurch immer wieder aus einer Liste die Namen der Gefallenen vorlas. Es wurden Reden gehalten, wobei deren Heldentaten hervorgehoben wurden. Auch die Militärkapelle wirkte bei dieser Feier mit. Manchmal, wenn es schon lange nicht mehr geregnet hatte, was leider öfter vorkam, bat der Pope in einem innigen Gebet, der Herrgott möge doch mal wieder einen ausgiebigen Regen über die ausgetrocknete Steppe niedergehen lassen. Es war immer eine eindrucksvolle und zu Herzen gehende Feier, bei der wir als einzige deutsche Gemeinde unter den anderen rumänischen Ortschaften uns aber nicht so recht wohlfühlten und den Kontakt mit der Schule aus Cilibichioi vermieden.

Wir waren stolz darauf, daß wir es immer wieder vermeiden konnten, daß sich andere Nationen bei uns im Dorf niederließen und daß wir bis zur Umsiedlung ein rein deutsches Dorf geblieben waren. In Fachria gab es keinen rumänischen oder einer anderen Nation angehörenden Schüler. In unserer Schule waren nur deutsche Kinder, das hatte es wohl in keinem anderen deutschen Dorf in der Dobrudscha gegeben. Und gerade das sahen die umliegenden Ortschaften nicht so gern, zumal sie wußten, daß diese Deutschen schon einen höheren Lebensstandard als die anderen in der Umgebung erreicht hatten. Unweigerlich führte das dazu, daß wir von allen beneidet wurden. Wenn wir nun bei dieser Heldengedenkfeier mit einer Schulklasse, die aus deutschen Kindern bestand, teilnahmen, die alle schön angezogen waren und durch ihre vorgetragenen Lieder und ihr diszipliniertes Verhalten aus den anderen mitwirkenden Schulen herausragten, dann wurde dadurch wieder ein zusätzlicher Neid erzeugt.

Wenn man bedenkt, daß diese Feier zu Ehren der Opfer veranstaltet wurde, die im Kampf gegen Deutschland gefallen waren, dann war es nicht zu vermeiden, daß bei manchem der Anwesenden sich der aufgestaute Neid zu einem Haß gegen uns Deutsche entwickelte. Auffallend war, daß wir diesen Deutschenhaß nur von den Bewohnern der Gemeinde Cilibichioi bei der Unterhaltung zu spüren bekamen. Gerade diese Leute, mit denen wir im täglichen Leben nichts zu tun hatten, betrachteten uns immer als die bösen „Nemzi“. Diese Einstellung der Älteren hat sich auf die Kinder übertragen. Aus diesem Grund hatten wir um jeder Zwistigkeit aus dem Wege zu gehen, den Kontakt mit dieser Schule vermieden. Ganz anders hingegen verstanden wir uns mit unseren rumänischen Nachbarn aus Asisia und Stefan cel Mare. Mit ihnen waren wir in einer Gemeindeverwaltung zusammengeschlossen und mit ihnen gemeinsam haben wir auch öfter einen Deutschen aus Fachria als Bürgermeister für die drei Ortschaften gewählt. So war Christoph Rösner viele Jahre in diesem Amt.

Durch die wirtschaftliche Zusammenarbeit haben sich zwischen den einzelnen Leuten Freundschaften gebildet, die bis heute, nach über 40 Jahren, noch erhalten geblieben sind und auch noch weiter gepflegt werden. Wir sind sicher, daß wenn wir mit unseren Nachbarn aus Cilibichioi auch mehr persönlichen Kontakt und freundschaftliche Beziehungen gehabt hätten, sich dadurch auch Freundschaften entwickelt hätten, die bis heute noch erhalten geblieben wären. Und wir würden auch heute noch gerne an die gemeinsame Zeit mit ihnen denken.

Weihnachten

Im Spätsommer, wenn die Feldarbeit beendet und der Winter herannahte, da begann für die Bauern nach der schweren Arbeit, hauptsächlich dem Ernten und Dreschen, wo bis zum Umfallen gearbeitet wurde, die schönste Zeit des Jahres. Als erstes wurden die schon sehr fetten und schweren Schweine geschlachtet.

Bei manchen Bauern wurden gleich zwei oder auch drei an einem Tag gemetzelt. Danach kamen die Gänse dran, auch da waren es 20 bis 30 Stück, die bei den einzelnen Bauern an einem Tag geschlachtet wurden. Nachdem diese Arbeiten beendet waren und auch die vollen Weinfässer im Keller lagen, war die Zeit gekommen, wo die jungen Leute heirateten und wo oft sehr große, manchmal bis zu drei Tage lange Hochzeiten gefeiert wurden.

Da aber Weihnachten, das größte Fest des Jahres, noch bevorstand, wurden auch dafür die ersten Vorbereitungen getroffen. Der Kirchenchor, der vom Lehrer geleitet wurde, hatte wie alljährlich zu dieser Zeit seine Tätigkeit wieder aufgenommen. Der Chor, der aus Jungen und Mädchen bestand, hatte in vielen Übungsstunden Lieder eingeübt, die zu den verschiedenen Feiertagen in der Kirche gesungen wurden. Mit den Schulkindern hatte der Lehrer in der Vorweihnachtszeit Krippenspiele, Gedichte und Weihnachtslieder eingeübt. Vier Wochen vor Weihnachten, in der Adventszeit, durfte die Jugend nicht mehr, wie üblich, am Abend mit der Ziehharmonika spielend und singend durch die Dorfstraßen gehen. Jede Tanzveranstaltung war verboten und auch Hochzeiten wurden in dieser Zeit nicht gefeiert. Es herrschte absolute Ruhe im Dorf.

Vor Weihnachten gingen die Kirchenvorsteher von Haus zu Haus und sammelten für jedes schulpflichtige Kind einen Betrag in bestimmter Höhe ein. Mit diesem Geld wurden die Weihnachtsgeschenke für die Kinder gekauft und in Papiertüten verpackt. Auch das Weihnachtsgebäck wie zum Beispiel die Lebkuchen und der Cozonac (Süßbrot) zu Hause im selbst gebauten Backofen, der meist mit Flachsstroh geheizt wurde, gebacken. Wie schmeckte uns Kindern damals doch der frisch gebackene Cozonac und die Lebkuchen so gut. Leider waren diese guten Sachen schon am nächsten Tag nicht mehr da. Es hieß, der Weihnachtsmann oder das Christkind habe sie geholt. Am Heiligen Abend, um 7.00 Uhr, begann der Gottesdienst. Die Glocke läutete, und von allen Seiten strömten die Leute dem Bethaus, das mitten im Dorf stand, zu. Das Bethaus stand mit der Längsseite zur Straße, der Eingang war vom Süden. Über eine breit angelegte mehrstufige Treppe kam man in den Vorraum. Links, in einem kleineren Raum befand sich die deutsche Schule und rechts war der Eingang zum Bethaus. Betrat man das Bethaus, standen links und rechts von einem schmalen Gang die Bänke. Geradeaus, hoch oben, stand der Altar und rechts davon auf gleicher Höhe das Fußharmonium.

Folgende Sitzordnung wurde stets eingehalten: Rechts saßen die Männer und links die Frauen. Ganz vorne, auf gewöhnlichen Bänken ohne Pult, saßen die Kinder. Dahinter in der ersten Bankreihe mit Pult diejenigen, die schon konfirmiert waren, aber noch drei Jahre in die Sonntagsschule gehen mußten. In der zweiten Reihe saßen die Jugendlichen, die die Sonntagsschule schon beendet hatten, und in der dritten die jung verheirateten Männer. So saßen sie der Reihe nach, die Alten ganz hinten. Die gleiche Reihenfolge galt

auch links bei den Frauen. Am Heiligen Abend stand vorne rechts neben dem Harmonium ein großer schöner Christbaum. Er war geschmückt mit vielerlei Christbaumschmuck und vielen Lichtern, auch Sternschnuppen waren daran. Gleich neben dem Christbaum nahm der Kirchenchor seinen Platz ein. Das Bethaus war am Heiligen Abend immer zu klein. Viele, meist jüngere Leute, mußten sich mit einem Stehplatz im Vorraum begnügen. Da der Pfarrer mehrere Gemeinden zu betreuen hatte, und daher meist auch am Heiligen Abend nicht da war, hielt der Lehrer unter Mitwirkung des Kirchenchors den Gottesdienst. Danach waren die Kinder an der Reihe. Sie spielten Krippenspiele, sangen einige Weihnachtslieder und trugen auswendig gelernte Gedichte vor. Dabei wurde darauf geachtet, daß möglichst alle Kinder drankamen, denn alle wollten zeigen, was sie gelernt hatten. Nachdem die Weihnachtsfeier der Kinder beendet war, wurden die Tüten verteilt. Alle schulpflichtigen Kinder, auch die armen, deren Eltern den geforderten Betrag nicht bezahlen konnten, haben ihre Tüte bekommen. Darin befanden sich Äpfel, Nüsse, Bonbons, Feigen, Bockschoten (Johannisbrot), Lebkuchen und sonstige Süßigkeiten, ein Schreibheft, ein Bleistift und ein Griffel. Wie haben sich doch die Kinder damals über diese guten Sachen, die sich die heutigen Kinder fast jeden Tag kaufen können, gefreut! Als es einmal bei der Verteilung der Tüten durch die große Freude der Kinder ziemlich unruhig geworden war, wurden im nächsten Jahr die Tüten nicht mehr am Heiligen Abend, sondern am ersten Feiertag nach der Sonntagsschule verteilt. Die Enttäuschung bei den Kindern war sehr groß, sie weinten, weil sie ihre Tüten nicht bekommen hatten und damit war der Weihnachtsfriede in den Familien gestört. Die Eltern waren darüber empört und beklagten sich bei den Verantwortlichen. Das alles konnte nicht einfach so überhört werden. Die Kinder bekamen daraufhin ihre Tüten im nächsten Jahr wieder wie gewöhnlich am Heiligen Abend und das blieb so, bis wir umgesiedelt wurden.

Tod und Begräbnis

Iie nachstehenden Angaben stammen hauptsächlich von Andreas Rösner und Johannes Sept. Sie haben sich selbst öfter als Totengräber in Fachria betätigt.

Der Tod eines Menschen wurde bekanntgemacht, indem mit der Kirchenglocke ausgeläutet wurde. Das Geläut bei einem alten Menschen bestand aus dem neunmaligen Anschlägen und anschließend einem kurzen Geläut. Das ganze wurde dreimal wiederholt. Bei einem Kind war es dasselbe, nur wurde vor dem Läuten nur dreimal angeschlagen.

Der Tote wurde zu Hause in einem Zimmer aufgebahrt. Im Sommer, wenn es sehr heiß war, wurde er auf ein feuchtes Lehmbed, über das ein Tuch gebreitet war, gelegt. Man hielt keine Totenwache, doch ließ man das Licht brennen. Ein Totenhemd kannten wir nicht, bei uns wurde dem Toten sein bester Anzug und der Toten ihr bestes Kleid angezogen.

Der Lehrer, der hinter der Kirche mitten im Ort wohnte, gab einen Zettel beim östlichen und einen beim westlichen Nachbarn ab. Darauf stand der Name des Toten, sowie Tag und Stunde der Beerdigung. Jeder war verpflichtet, diesen Zettel, wenn er ihn gelesen hatte, weiterzugeben. Somit wurde allen Leuten im Dorf bekanntgemacht, wann die Beerdigung stattfand.

Nun mußten „Gräber“ bestellt werden. Man nannte sie „Gräber“, weil sie das Grab, welches 2 m tief geschaufelt wurde, auch ausheben mußten. Bei einem Doppelgrab wurde seitlich unterhöhlt, wo der erste Sarg dann untergestellt wurde, so daß beim nächsten nur das Grab wieder aufgeschaufelt werden mußte und die Särge dann nebeneinander standen.

Bei den Kindern nahm man zwei Buben als Gräber, bei Erwachsenen waren es vier Männer. Die Särge von Kleinkindern trugen die Gräber zum Friedhof, größere Kinder wurden von zwei oder auch vier Mädchen getragen. Sie benutzten dabei Handtücher, die sie unter dem Sarg durchnahmen und ihn damit trugen. Bei den Erwachsenen wurde der Sarg mit dem Pferdewagen gefahren.

Zur Beerdigung läutete die Glocke, wie auch zur Kirche, dreimal. Beim dritten Läuten versammelten sich die Leute im Hof des Trauerhauses. Der Sarg wurde auf dem Hof mit den Füßen in Richtung Tor auf Stühle gestellt. Nachdem es aufgehört hatte zu läuten, war die ganze Trauergemeinde versammelt. Nach einem kurzen Gebet wurden einige Liedverse aus dem Gesangbuch gesungen. Nun wurde der Sarg geschlossen, und der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Die Stühle, auf denen der Sarg stand, wurden umgelegt; die Türen und die Fenster des Raumes, in dem der Tote gelegen hatte, blieben offen. Sobald der Leichenzug aus dem Hof kam, fing die Glocke an zu läuten.

Kam der Leichenzug an der Kirche vorbei, wurde Halt gemacht. Wenn der Weg nicht an der Kirche vorbeiführte, hielt man an der Kreuzung am Trift an, wo der Weg leicht ansteigend nach Norden zum Friedhof führte. Nun verstummte die Glocke.

Nachdem man ein oder zwei Liedverse gesungen hatte und der Leichenzug sich wieder in Bewegung setzte, fing die Glocke wieder an zu läuten. Es läutete so lange, bis der letzte des Leichenzuges den Friedhof erreicht hatte. Am Grab angekommen, wurde der Sarg gleich in das Grab hinuntergelassen.

Bei einem Kind stieg der eine Gräber ins Grab, nahm den Sarg, der ihm mit den Füßen voraus gereicht wurde und stellte ihn zwischen den gespreizten Beinen im Grab ab. Dann wurde er, indem er dem anderen die Hand reichte, herausgezogen.

Bei einem alten Menschen wurde der Sarg mit Seilen hinuntergelassen.

Während der Beerdigung stand immer ein Kirchenvorsteher neben dem Pfarrer oder auch dem Lehrer, der ihm die Predigtbücher und, wenn es regnete, den Schirm hielt. Nach der Leichenpredigt wurde wieder gesungen. Unterdessen fingen die Gräber an, das Grab zuzuschaufeln. Es war ein erschütternder Anblick, wenn man sah, wie bitterlich die Angehörigen weinten, wenn die ersten großen Erdbrocken hohldonnernd auf den Sarg niederprasselten.

Diesen Anblick, wie die Männer den Vater oder die Mutter in rasendem Tempo mit Erde zudeckten, hätte man besonders den kleinen Kindern ersparen sollen. Aber es war so Sitte und niemand dachte daran, das zu ändern. Es wurde so lange gesungen, bis das Grab zugeschaufelt war.

Dann legten die Gräber die vorher sorgfältig ausgestochenen Rasenstücke kreuzförmig über den Grabhügel. Nachdem sie Schaufeln und Spaten ebenfalls in Kreuzform am Grabhügel aufgestellt hatten, traten sie zurück. Nun traten die Angehörigen ans Grab, um sich in einem stillen Gebet von dem Toten zu verabschieden.

Dann verließ die Trauergemeinde den Friedhof. Hie und da sah man noch einzelne mit dem Hut in der Hand gesenkten Haupte in stillem Gebet vor dem Grab ihres Angehörigen stehen.

Bei einem Selbstmord gab es keine Beerdigung, die Glocke läutete nicht, und der Tote wurde im Friedhof in einer Ecke begraben.

Auch totgeborene Kinder wurden in aller Stille begraben. Bei Kindern, die ungetauft gestorben sind, ging nur der Lehrer mit, und die Glocke läutete nicht.

Nach der Beerdigung wurde bei Kindern ein Essen nur für die Totengräber, die Eltern und die engste Verwandtschaft gegeben.

Bei älteren Menschen gab es eine größere „Nachleicht“, dazu wurden Verwandte und Freunde geladen. Diese Feier vollzog sich aber ganz in der Stille, wir kennen keinen Fall, wo es bei einer Nachleicht durch alkoholische Getränke irgendwie ausgeartet wäre.

Die Trauerzeit dauerte ein Jahr.

Aus dem Dorfleben

Die Kaiser, Könige oder Fürsten vergangener Zeiten haben die Deutschen in den Osten und Südosten gerufen. „Kommt zu uns und seid unserem Volke Lehrmeister“, sagten die einen, „Kommt zu uns und arbeitet mit am Aufbau unseres Landes“, sagten die anderen. (Aus Otto Kletts Jahrbuch 1956, Seite 5) Auch in der Dobrudscha sahen die Türken die deutschen Einwanderer gerne, und von den Rumänen wurden sie ins Land gerufen.

Überall, wo sich die deutschen Kolonisten niederließen, leisteten sie beim Urbarmachen der vom Pflug noch unberührten Steppe und beim Aufbau des Landes Pionierarbeit. Durch Strebsamkeit, Fleiß und Tüchtigkeit brachten sie es zu einem höheren Lebensstandard als die anderen Nationen in ihrer Umgebung. Um zu erreichen, daß auch ihre Kinder wieder alle Bauern werden konnten, sparten sie, wo es nur ging und verwendeten das ersparte Geld ausschließlich zum Kauf neuer Äcker und dehnten ihre Felder dadurch immer weiter aus. Hierzu zwei Beispiele: Der Ort Fachria wurde von deutschen Siedlern im Jahr 1874 auf offener Steppe als Neuansiedlung gegründet. Bei der Bestandsaufnahme 1918 besaßen die Fachrier 765 ha eigenes Land. Zum Zeitpunkt der Umsiedlung 1940 hatte es Fachria bereits auf 1567 ha gebracht. Dieses kleine Häufchen deutscher Bauern hatte sich in der Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg über 800 ha Land gekauft und damit ihre Felder weit über die eigene Markungsgrenze ausgedehnt. Auch die deutsche Gemeinde Tariverde hatte bei der Bestandsaufnahme 1916 2302 ha eigenes Land und bei der Umsiedlung besaß sie bereits 3223 ha. Somit haben sich auch die Tariverder zwischen den beiden Weltkriegen 921 ha hinzugekauft. So geschah es auch in den anderen deutschen Dörfern wie Karamurat, Kobadin, Kodschalie und in all den anderen vielen großen und auch kleinen Gemeinden.

Dieses Land, das dadurch in den Besitz der deutschen Kolonisten gekommen war, hatte, nachdem es nach einer intensiven Bearbeitung von Quecken und sonstigem Unkraut befreit worden war, auch viel größere Erträge gebracht und dies ist nicht nur den Besitzern des Landes, sondern auch der ganzen Umgebung zugute gekommen. Auch hierzu ein Beispiel. Es geschah in den letzten Jahren vor unserer Umsiedlung. Die

Fachrier hatten damals viel Leinsamen gesät. Als sie gleich nach dem Dreschen den Leinsamen, der einen sehr guten Preis hatte, in Cernavoda bei einem Makler abgeliefert hatten, und er ihnen am Tage darauf das Geld dafür bezahlte, sagte er:

„So viel Geld wie die Fachrier heute von mir bekommen haben, habe ich an alle Ortschaften zusammen in der Umgebung nicht ausbezahlt! Von euch,“ so sagte er weiter, „leben die Kaufleute, die Handwerker, die Arbeiter und auch der Staat bekommt seinen Teil davon. Wenn alle so strebsam und tüchtig wären wie die Deutschen, dann würde es nicht nur allen Bauern, sondern der gesamten Bevölkerung in der Dobrudscha so gut gehen“.

Die deutschen Kolonisten hatten sich aber nicht nur durch ihre Arbeit, sondern auch durch ihre Ehrlichkeit und ihr sonstiges Verhalten einen guten Namen gemacht. Wenn ein deutscher Bauer einen mit Getreidesäcken voll beladenen Wagen zum Verkaufen nach Cernavoda brachte und er dem Makler sagte, in jedem Sack seien 80 kg, dann glaubte er es, und nur selten mal wurde ein Sack gewogen. Dieses Vertrauen hatten sich die Deutschen Kolonisten durch ihr aufrichtiges und ehrliches Verhalten in vielen Jahren erworben. Hatte mal einer von den Deutschen außerhalb des Ortes jemanden belogen oder gar betrogen und man hatte sich über ihn beschwert, so wurde er sofort von den Leuten im Ort daraufhin angesprochen und gefragt, ob er denn vergessen habe, daß er ein Deutscher sei. Ausscheren konnte keiner aus der kleinen Dorfgemeinschaft, wo es die deutsche Kirche und Schule gab und wo auch die allermeisten ihren Arbeitsplatz hatten.

Mit dieser gemeinschaftlichen Erziehung wurde in der damaligen Zeit mehr Wirkung bei dem einzelnen erzielt als heute mit einer von einem Gericht verhängten Freiheitsstrafe. Wegen ihres vorbildlichen Verhaltens allen anderen gegenüber und durch bahnbrechende Pionierarbeit, die die Deutschen vollbracht hatten, wurden sie von den Menschen in ihrer Umgebung geschätzt und respektiert. Bemerkenswert ist, daß sie auch von den Rumänen nicht wegen ihres Wohlstands, den sie erreicht hatten, beneidet wurden; im Gegenteil, sie sahen die Deutschen als ihr Vorbild und als ihre Lehrmeister an.

In der damaligen Zeit wurde auch viel über die deutschen Kolonisten geschrieben. So schreibt der Geograph Mihai D. Ionescu in seinem Werk „Die Dobrudscha an der Schwelle des 20. Jahrhunderts“ ausführlich über die deutschen Kolonisten. Er stellt die Deutschen als Musterwirte dar, als ein wertvolles kolonisatorisches Element, welches zum Glück den Platz der abwandernden Türken und Tataren einnahm. Auf Seite 61 seines Werkes wird auf die hohe Wohnkultur und die gute Ernährung der Deutschen hingewiesen sowie auf die Regelmäßigkeit und die Ordnung, die die Deutschen auf ihren Höfen und beim Schaffen an den Tag legten. „Diese deutschen Kolonisten sind in der Tat zu beneiden, aber auch nachahmenswert“ steht auf Seite 862 geschrieben. Das ist nur eines von vielen ähnlichen Zitaten aus dem Werk Ionescus. Aber nicht nur die Rumänen, auch Wissenschaftler aus Deutschland, Österreich und der Schweiz haben damals erstaunlich treffend über die Dobrudscha und die deutschen Kolonisten geschrieben.

Wir führten in der Dobrudscha ein strenges christliches Leben, hatten aber auch einen großen Nationalstolz. Durch das Lob, das wir von allen Seiten zugesprochen bekamen, wurden wir in unserem Nationalstolz bestätigt. Wir waren damals alle, ob alt oder jung, stolz darauf, Deutsche zu sein. Aber dieser Nationalstolz hatte nichts zu tun mit dem Nationalsozialismus, der uns bei unserer Umsiedlung in Deutschland begegnete. Von

einer nordischen Herrenrasse haben wir zum ersten Mal bei unserer Umsiedlung in Deutschland gehört.

Wir wohnten in der Dobrudscha in den allermeisten Dörfern mit Rumänen, Türken, Tataren, Bulgaren usw. in einem Ort. Jede Nation hatte ihren eigenen Ortsteil und allen war absolute Religionsfreiheit zugesichert. Die Rumänen hatten ihre orthodoxen Kirchen. Im türkischen Ortsteil stand eine Moschee und die Deutschen hatten entweder eine evangelische oder eine katholische Kirche. Alle Kinder mußten gemeinsam die rumänische Volksschule besuchen. Die Deutschen hatten sich in ihrem Ortsteil meist gleich neben der Kirche einen Schulraum gebaut, in dem ein von ihnen bezahlter deutscher Lehrer die Kinder zwei Stunden am Tag in den Fächern Religion, Deutsch, Rechnen und Singen unterrichten durfte. Dies war auch den anderen Nationen erlaubt, jedoch machten sie meist keinen Gebrauch davon. Da wir alle rumänische Staatsbürger waren und daher auch das Wahlrecht hatten, wählten wir in einer geheimen Wahl unseren Bürgermeister und die Gemeinderäte, somit waren alle in der Gemeindeverwaltung vertreten. Sehr oft wurde in den verschiedenen Dörfern auch ein Deutscher zum Bürgermeister gewählt.

So lebten sie alle gemeinsam in einem Dorf, ohne daß es zwischen den einzelnen Nationen zu nationalistischen Differenzen, Haß oder Streitereien gekommen wäre. Im Gegenteil, es bildeten sich zwischen den Rumänen, Deutschen, Türken usw. Freundschaften, die nach unserer Umsiedlung durch briefliche Verbindung und nach dem Krieg auch durch persönliche Besuche weiterhin gepflegt wurden.

Wir lebten damals schon eine internationale Gemeinschaft vor und bewiesen damit, daß es möglich ist, daß verschiedene Nationen mit verschiedenem Glauben, Sitten und Gebräuchen in einer Dorfgemeinschaft in friedlicher Koexistenz sehr gut zusammen leben können.

Zwanzig segensreiche Aufbaujahre waren nach dem ersten Weltkrieg vergangen. Die deutschen Kolonisten konnten mit dem, was sie erreicht hatten, zufrieden sein. Sie hatten blühende deutsche Dörfer aufgebaut, und überall wo die Deutschen mit anderen Nationen in einem Ort wohnten, war der deutsche Ortsteil das Schmuckstück des Dorfes. Doch leider kam dann der zweite Weltkrieg und damit auch unsere Umsiedlung. Nachdem Rußland im Juni 1940 Bessarabien besetzt hatte und die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen beendet war, richtete das Deutsche Reich einen Aufruf an die Dobrudschadeutschen, sich freiwillig zur Umsiedlung nach Deutschland zu melden. Für die Besitzlosen war die Entscheidung, sich zur Umsiedlung nach Deutschland zu melden, nicht schwer, sie waren sofort bereit zu gehen. Dagegen zögerten die großen Bauern recht lange. Es würde zu weit führen, wenn ich das alles, was sich in jenen Tagen in unseren Dörfern abgespielt hat, hier niederschreiben würde. Nur zwei Gründe die entscheidend dazu beigetragen haben, daß sich dann doch „alle freiwillig“ zur Umsiedlung meldeten, möchte ich erwähnen.

1. Die Furcht vor dem Kommunismus. Nachdem Rußland Bessarabien besetzt hatte, stand der Kommunismus sozusagen vor der Tür. Alle befürchteten, daß die Russen eines Tages auch die Schwarzmeerhafenstadt Konstanza, und damit auch die Dobrudscha besetzen würden. Unsere wohlhabenden Bauern fürchteten nichts mehr als den Kommunismus, denn alle wußten, daß man sie nicht nur enteignen, sondern auch noch bis weit hinein

nach Rußland verschleppen würde. Um dem Kommunismus zu entinnen, schien die Umsiedlung der einzige Ausweg zu sein.

2. Ein weiterer Grund, der den Bauern die Entscheidung für eine freiwillige Umsiedlung leichter machte, war, daß alle für die deutsche Sache begeistert waren. Unsere Bauern haben an Deutschland und an das deutsche Volk geglaubt. Für sie war alles, was damit zusammenhing, schön und gut. Deutschland, das war doch so etwas, wie die Sonne am Himmel. Im Blick zur Sonne war nichts dazwischen, das Schatten geworfen hätte. Der geradezu blinde Glauben an Deutschland hat in dem Für und Wider für die Umsiedlung den Ausschlag gegeben, ohne ihn wäre es zu keiner allgemeinen freiwilligen Umsiedlung gekommen. So gingen die Dobrudschadeutschen recht zuversichtlich aus ihrer Heimat fort.

Statt Sommerferien harte Arbeit unter sengender Sonne Wie die Kinder bei uns ihre großen Schulferien auf dem Bauernhof verbrachten

Die Älteren unter uns wissen, wie schwer die Kinder damals in den Anfangsjahren und auch gleich nach dem ersten Weltkrieg auf dem Bauernhof mitarbeiten mußten.

Schon mit 11-12 Jahren mußten die Kinder im Frühjahr beim Säen oder Eggen von früh bis spät auf dem losen Land in vollem Tempo den langen Tag neben den Pferden hergehen. Wenn der Frühjahrswind über die ebene Steppe fegte, wirbelte er solche Staubwolken auf, daß man bis zum Abend vor Schweiß und Staub nicht mehr aus den Augen sehen konnte. Schaute man sich gegenseitig an, sah man nur noch das Weiße von den Augen. Todmüde fielen nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen am Abend ins Bett. Am anderen Morgen konnten alle vor Muskelkater kaum noch gehen.

Wenn der Mais 8-10 cm hoch war, wurde er mit einem Maispflug durchgefahren. Bereits im Alter von 8 Jahren mußten wir auf dem Pferd sitzen, das den Pflug zog. Um sich vor den vielen Fliegen zu schützen, ging das Pferd mit dem Kopf immer auf und ab, dabei mußte der kleine Reiter aufpassen, daß er immer schön gerade zwischen den Reihen blieb. Da das damals eine Selbstverständlichkeit war, dachte niemand daran, daß es für so kleine Kinder bei der großen Hitze den ganzen Tag über zu viel sein könnte.

Später, als vom Staat die Schulpflicht streng durchgeführt wurde, und die Eltern, die ihre Kinder zur Arbeit daheim behielten, Strafe zahlen mußten, waren sie während der Schulzeit von jeglicher Arbeit befreit.

Jedoch bei der schwersten Arbeit des Jahres, beim Ernten und Dreschen, wurden sie, da in dieser Zeit die großen Schulferien waren, rücksichtslos zur Arbeit herangezogen. Der Raps und die Wintergerste wurden meist schon gemäht, bevor die Schulferien begonnen hatten. Die Bauern warteten schon mit Ungeduld auf das Ende der Schule, denn jeder brauchte einen Maschinenreiter. Hie und da konnten einzelne durch gute Beziehungen zum rumänischen Lehrer ihren Sohn schon zum Mähen der Wintergerste freibekommen. Zu Beginn der Schulferien war die Ernte schon in vollem Gange, so daß für die Kinder kein einziger freier Tag übrig blieb. Schon gleich am nächsten Morgen wurden sie bei der Erntearbeit eingesetzt.

Zum Ernten wurden vier Pferde vor die Mähmaschine (Ableger) gespannt. Auf

einem der vorderen Pferde saß dann immer ein Junge, oder wenn kein Junge in der Familie war, auch ein kleines Mädchen. Der Maschinenreiter, wie man ihn nannte, hatte die Pferde zu treiben und aufzupassen, daß die Maschine immer mit vollem Schnitt mähte und daß keine Streifen zurück blieben. Das alles ging in einem Tempo, daß man dahinter nur noch eine Staubwolke sah. Wenn genug Pferde vorhanden waren, wurden sie gewechselt. Eine Pause gab es deshalb nur entweder beim Wechsel der Pferde oder wenn die Maschine geschmiert werden mußte.

Der Mann auf der Maschine und der kleine Reiter wurden nur am Mittag und am Nachmittag beim Vesper so lange abgelöst, bis sie gegessen hatten.

War das Feld zu weit von zu Hause entfernt, fuhr ein Mann mit dem Wagen heim und holte Wasser, Futter und auch das Essen für die Leute, und man blieb die Nacht über auf dem Feld. Dadurch konnte man bis es dunkel wurde, mähen. Und da es bei uns auf der Steppe im Hochsommer nur selten Nebel gab, wurde sofort, wenn es hell wurde, wieder mit dem Mähen begonnen. Auf diese Weise wurden an einem Tag bis zu 8 ha gemäht. Für den kleinen Reiter war das nicht leicht, den ganzen langen Tag bei der großen Hitze auf dem Pferd zu sitzen. Und da es für ihn auch keinen Sattel gab, sondern nur eine zusammengefaltete Decke auf das Pferd gelegt wurde, konnte es gar nicht anders sein, daß er sich gleich am ersten Tag durchgeritten hatte. Aber das war kein Grund aufzuhören; dem kleinen Reiter wurde am Abend eine Salbe auf die Wunden aufgetragen und am nächsten Morgen ging es weiter. Die Kinder mußten hart sein oder hart werden, denn so wurden sie aufgezogen. Die Erwachsenen und auch die Kinder über 14 Jahre, die schon konfirmiert waren und daher als Erwachsene galten, setzten das Getreide auf Kopitzen zusammen. Ein kleiner Junge oder ein kleines Mädchen rechselte mit einem großen Handrechen, den sie hinter sich herzogen, das noch Liegegebliebene zusammen.

Am Abend war alles, was gemäht worden war, auch schon auf den Kopitzen. Das ging so mehrere Wochen von früh bis in die Nacht hinein. Auf diese Weise hatte die ausgedehnte Steppe in kurzer Zeit ein ganz anderes Bild bekommen.

Da, wo sich vor kurzem die Getreidefelder noch im Winde wiegten, sah man nun so weit das Auge reichte eine mit Kopitzen übersäte Steppe, die nur durch einzelne grüne Maisfelder unterbrochen war.

War man mit der Ernte fertig, wurde sofort mit dem Dreschen begonnen. Gedroschen wurde, wie uns allen bekannt ist, im Freien und auf dem Dreschplatz. Die Dreschzeit war die schwerste Zeit des Jahres. Da wurde von den Menschen und den Tieren das Letzte abverlangt. Dabei wurden auch die Kinder wieder rücksichtslos bei der Arbeit eingesetzt. Aber nicht nur die Bauernkinder, auch die Arbeiter hatten ihre Kinder während der Ernte und Dreschzeit bei den Bauern als Maschinenreiter, als Kindermädchen oder zu sonstigen Arbeiten auf dem Bauernhof verdungen.

In dieser Zeit gab es im ganzen Dorf für Kinder keine Zeit zum Spielen. Es fehlten damals noch die modernen landwirtschaftlichen Maschinen, wie z.B. Mähdrescher. Sie mußten durch die Arbeitskraft der ganzen Familie ersetzt werden. Und diese ganze Schuferei, denn als Arbeit konnte man es nicht bezeichnen, mußte sein, weil das Wetter schon Anfang September neblig wurde und meist fing es dann auch an zu regnen und da war es mit dem Dreschen im Freien vorbei. Wer da noch nicht fertig war, dem konnte es



Ernte in Fachria

passieren, daß der Rest der Ernte draußen geblieben ist.

Und nun möchte ich kurz über die Arbeit beim Dreschen berichten. Während die ganze Familie das Getreide auf dem Dreschplatz mit den Pferden, die einen Dreschstein hinter sich herzogen, ausdroschen und das Stroh auf den schön aufgesetzten Strohschober brachten, fuhren ein Mann und ein kleiner Junge mit einem 6 m langen Leiterwagen das ganze Getreide von dem zum Teil weiten Feld heim. Waren die beiden mit dem Wagen auf dem Feld angekommen, wurden zuerst den Pferden die Hafersäcke über den Kopf gehängt, damit sie so lange, wie aufgeladen wurde, fressen konnten. Während nun der Mann anfang, Kopitze um Kopitze aufzuladen, rechselte der Junge mit einem großen Rechen das noch Liegendebliebene zusammen. Zwischendurch kletterte er mehrmals an einer Leiter, die hinten am Wagen angebracht war, auf den Wagen und trat alles fest hinunter. In kürzester Zeit war der Wagen von nur einem Mann so voll geladen, daß ihn die Pferde kaum noch aus dem Acker herausziehen konnten. Nachdem die lose herunterhängenden Ähren mit dem Rechen abgestreift und sauber zusammengerechelt waren, stand der vollbeladene Wagen viereckig wie gemauert da. Möglichst im Trab fuhr man nach Hause. Hatte man zwei Wagen, so stand der zweite schon im Hof bereit. Die Hafersäcke wurden gefüllt, die Pferde getränkt und als Erfrischung aß man eine Wassermelone. Danach ging es schon wieder weiter.

Ganz besonders anstrengend war es bei uns in Fachria im Donautal. Dort war das Getreide, bedingt durch den guten Boden, hoch im Wuchs und meist war auch noch viel Schilf dabei, dadurch war es schwer aufzuladen. Hinzu kam, daß die Sonne meist von einem klaren Himmel den ganzen Tag über ins Tal brannte. Kein Lüftchen ging und die Hitze flimmerte, als ob etwas Greifbares in der Luft wäre. Wenn man auf der Sonnenseite

dicht neben dem Wagen stand, war die Hitze fast nicht zu ertragen. Uns Kindern machten die hohen Rohrstoppeln viel zu schaffen. Häufig passierte es, daß uns Rohrstoppeln an der Wade hochstreiften und die Haut aufritzten. Wir bluteten und wir weinten, doch der Knecht, der ein in Schweiß gebadetes Hemd anhatte und unter großem Zeitdruck sich abquälte, konnte sich nicht einmal die Zeit nehmen, uns eines Blickes zu würdigen. So blieb uns nichts weiter übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und weiter zu machen. So ging das den ganzen langen Tag. Am Abend halfen die einen die Spreu wegzutragen, die anderen saßen hinter der Putzmühle und schaufelten das Getreide weg oder hielten die Säcke auf beim Einfassen des Getreides. Alle mußten den ganzen Tag über auf den Dreschplatz, nur die Mutter war solange in der Küche, bis sie das Mittagessen zubereitet hatte, doch dann war auch sie wieder bereit. Am Abend war man oft so müde, daß einem das Abendessen nicht mehr schmeckte. Todmüde fielen zur späten Stunde dann alle ins Bett.

Am anderen Morgen, oft schon um 3 Uhr, wurden wir aus dem Schlaf gerissen. Der Wagen stand schon vor der Tür. Schlaftrunken stiegen wir auf und schon ging es wieder los. Auf einem Sack, der mit etwas Stroh gefüllt war, versuchte man noch ein bißchen zu schlafen. Doch da schon vom Hof aus im Trab gefahren wurde, mußte man sich auf dem unebenen Weg festhalten, damit man nicht vom Wagen hinunterfiel. Unter diesen Umständen war an einem Schlaf nicht mehr zu denken, auch wenn man noch so müde war.

Pünktlich zum Sonnenaufgang fuhren wir schon mit dem voll geladenen Wagen in den Hof hinein. Dann wurde Kaffee getrunken und etwas Kräftiges dazu gegessen, denn es stand einem noch ein langer, unmenschlich schwerer Tag bevor. In dieser Zeit wirkte sich der Sonntag, der trotz der Arbeitswut, die die Menschen ergriffen hatte, immer streng eingehalten wurde, für Mensch und Tier geradezu als Segen aus. Man konnte endlich ausruhen und frische Kraft schöpfen. Diese Schufterei ging Tag für Tag viele Wochen hindurch fort, bis der letzte voll geladene Getreidewagen, auf den eine Fahne gesteckt wurde als Zeichen, daß er der letzte war, auf dem Dreschplatz stand.

Nun atmete die ganze Familie auf, denn jetzt war die schwerste Zeit des Jahres über. Leider waren dann auch die Schulferien zu Ende und die Kinder mußten wieder in die Schule gehen.

So verbrachten unsere Kinder bis 1940, als wir umgesiedelt wurden, ihre großen Schulferien auf dem Bauernhof. Niemand dachte auch nur im entferntesten daran, daß die Schulferien zu etwas anderem da waren als zum Arbeiten. Da es aber bekanntlich kein Nachteil gibt, der so groß wäre, daß nicht auch ein Vorteil daraus entstünde, so bestand in diesem Fall der Vorteil darin, daß die Kinder nach dieser schweren Arbeit, die sie in den Ferien leisten mußten, wieder gerne in die Schule gingen.



Jugend in Fachria: von rechts, Johannes Jörke, Oskar Knodel, Johann Neiz, Oswald Knodel, Oskar Knodel, Edmund Jörke, Helmut Hopp, Berthold Knodel

Unsere Kindheit in der Dobrudscha

*Dort unten an dem
Schwarzmeerstrand,
gab's sehr strenge Winter,
und bei den Bauern auf dem Land
auch recht viele Kinder.*

*Doch konnten sich die Mütter
nicht viel Müh mit ihnen machen,
denn es war ihre erste Pflicht,
mit auf dem Feld zu schaffen.
Den Kindern war in jener Welt
ein schweres Los beschieden.
Man nahm sie mit hinaus aufs Feld
und ließ sie im Wagen liegen.*

*Die Sonne und auch die Fliegen,
die stachen auf sie ein,
sie wurden davon recht müde
und schliefen ruhig ein.*

*Sehr oft war auch in dieser Zeit,
beim Totengräber manches los,
denn die Kindersterblichkeit
war damals noch recht groß.*

*Vom Tode wurden die Schwachen
einfach hinweggerafft.
Auswahl hat in jenen Tagen
noch die Natur gemacht.*

*Auch gab es damals in der Tat
noch nirgends so wie jetzt
einfach so vom Vater Staat
ein Jugendschutzgesetz.*

*Sie schafften in den Jugendtagen,
vierzehn Stunden und noch mehr,
keiner traute sich zu sagen:
»das ist für mich zu schwer«
Hart wurden Kinder aufgezogen,
es gab keine andere Wahl,
alle waren gut erzogen
und auch hart wie Edelstahl.*

Theophil Hopp

List of Figures

Die Post ist da	1
Theophil Hopp	3
Sommerherd deutscher Steppensiedler bei Cogealac/Tariverde (1938)	6
Fachrier Jugend 1938	19
Ernte in Fachria	50
Jugend in Fachria	52

Inhaltsverzeichnis

Fachria Die Geschichte meines Heimatdorfes	1
ZUM GELEIT	2
Aus der Gründungsgeschichte der deutschen Gemeinde Fachria in der Dobrudscha ..	4
Mitwirkung türkischer Behörden bei der Dorfgründung	4
Die ersten Siedler von Fachria	5
Aus der Anfangszeit	5
„Gut Ding will Weile haben“	8
Von den Schwierigkeiten des Brunnengrabens in Fachria	8
Bau eines Bethauses	15
Bau des Schulhauses	16
Schwierigkeiten beim Straßenbau	16
Das Vereinsleben	19
Das Fachrier Land und seine Bearbeitung	20
Das Hochland	20
Das Donautal	21
Die Luzerne	21
Die Milchwirtschaft	22
Der Weinbau	23
Die ärztliche Versorgung	24
Der Erste Weltkrieg	24
Sitten und Bräuche bei den deutschen Kolonisten in Fachria	26
Geburt und Taufe	26
Die Konfirmation	27
Hochzeit	29
Inventarium - Betr. Hochzeit vom 3. März 1921 -	30
Einladung der Gäste	33
Das Osterfest	39
Christi Himmelfahrt (Heldengedenktage in Fachria)	41
Weihnachten	43
Tod und Begräbnis	44
Aus dem Dorfleben	46
Statt Sommerferien harte Arbeit unter sengender Sonne Wie die Kinder bei uns ihre großen Schulferien Unsere Kindheit in der Dobrudscha	49
List of Figures	56